



Ingrid Strobl
Klaus Viehmann und GenossInnen
autonome I.u.p.u.s.-Gruppe

Drei zu Eins

Inhalt

- Ingrid Strobl
[Die Angst vor den Frösten der Freiheit](#)
- Klaus Viehmann und GenossInnen
[Klassenwiderspruch, Rassismus und Sexismus](#)
Nachbemerkung Frühjahr 1993
- autonome I.u.p.u.s.-Gruppe
[Doitsch-Stunde](#)
[Originalfassung mit autonomen Untertiteln](#)
- [Hinweise zu den Texten](#)

Editorische Notiz:

Die vorliegenden Texte sind dem, mittlerweile vergriffenen, Buch »Metropolen(gedanken) und Revolution?«, Edition ID-Archiv 1991, entnommen.

Das anhaltende Interesse und die Bezugnahme in verschiedenen Diskussionen zum Thema Patriarchat, Rassismus und Internationalismus hat uns zu dieser Neuauflage angeregt.

Die Angst vor den Frösten der Freiheit von Ingrid Strobl erschien erstmals im Sommer/Herbst 1990.

Drei zu Eins wurde ebenfalls im Herbst 1990 veröffentlicht. Für die vorliegende Neuauflage haben die AutorInnen eine zweite Nachbemerkung hinzugefügt.

Der Beitrag **Doitsch-Stunde** der autonomen I.u.p.u.s.-Gruppe ist die überarbeitete Fassung eines Beitrages zu den »antinationalen Tagen« in Hamburg (1./2. 12. 1990).

Ingrid Strobl

Die Angst vor den Frösten der Freiheit

Kreon:

Wenn sie sich ungestraft das leisten darf,
Bin ich kein Mann mehr, dann ist sie der Mann!

(...)

Drum gilt's, das Ordnung-Schaffende zu schützen
Und ja nicht einem Weibe sich zu beugen!
Wenn's sein muß, besser, mich verdrängt ein Mann,
Dann heißt es nicht, ich lasse Weiber herrschen.
Sophokles: Antigone

So wenig wir über das Matriarchat oder einzelne matriarchale Gesellschaften wissen, als gesichertes historisches Wissen, das sich von retrospektiver Träumerei unterscheidet, so sicher können wir annehmen, daß sich das Patriarchat als Herrschaft nur in langwierigen und blutigen Kämpfen durchsetzen konnte. In der europäischen Geschichte zeugen davon die antiken Dichtungen und Amazonenfriese, die Hexenverfolgung und noch die Ethik Rousseaus und der Code Napoleon. Erst mit dem nicht nur ökonomischen sondern gesamtgesellschaftlichen Sieg des Bürgertums ist die Unterwerfung der Frau und damit ihre Inferiorität in Europa besiegelt. Doch auch nach dieser vorläufig totalen Niederlage des Geschlechts begehren immer wieder einzelne Gruppen von Frauen gegen ihr nunmehr als »natürlich« definiertes Schicksal auf.

In Teilen Europas lebten im 16. und 17. Jahrhundert durchaus noch Frauen, die es nicht nötig hatten, sich einem sogenannten Beschützer zu unterwerfen. Grimmelshausen beschreibt in seiner »Courage« ein solches Frauenleben des frühen 17. Jahrhunderts, ein Leben, das hart war aber selbständig, bedroht, aber stets bereit, der Bedrohung zu trotzen.

Unzählige Frauen schlugen sich in dieser Zeit selbständig durch, als Handwerkerinnen, Fahrende und Marketenderinnen, Hebammen und Trickbetrügerinnen. Von einer Unsichtbarkeit der Frauen, ihrem Verschwinden in der Reproduktion konnte keine Rede sein. Im Gegenteil, die Frauen stellten quantitativ die Mehrheit der Bevölkerung. Sie waren laut, frech und unbotmäßig, und sie mischten in allen Sekten und Aufstandsbewegungen aktiv mit. Sie stellten ein brodelndes Potential der Revolte, einer Revolte, die die geistliche wie die weltliche Macht gleichermaßen bedrohte. Die Hexenverfolgung, die den Aufstieg des Bürgertums begleitete und von der sich formalisierenden weltlichen Gerichtsbarkeit organisiert wurde, diente als Instrument zur Niederschlagung dieser latenten und gelegentlich akuten Revolte der unbotmäßigen Weiber. Nach der Ermordung von (je nach Schätzung) neun bis 30 Millionen Frauen in nur zwei Jahrhunderten waren die Überlebenden und Nachkommenden großteils so eingeschüchtert, daß sie sich dem Regime des nunmehr bürgerlichen Patriarchats mehr oder weniger beugten. Denn so, wie die Folter nicht nur der Erpressung von Informationen dient, sondern (unter anderem) auch der Einschüchterung der noch nicht Gefolterten, so diente die öffentliche Verbrennung der Hexe nicht nur der Bestrafung der Beschuldigten, sondern gleichermaßen der Einschüchterung der noch nicht Beschuldigten. In einem Klima, in dem jede Frau eine potentielle Hexe ist, erlernt sich ein Verhalten, das eventuell hilft, solchem Verdacht zu entgehen, schnell.

Die bürgerliche Revolution liquidierte den Rest an überlebender weiblicher Unbotmäßigkeit. Marie Antoinette wurde der Kopf nicht nur abgeschlagen, weil sie Königin war. Sie wurde auch enthauptet als Symbol für die »Sittenlosigkeit« der alten Gesellschaft. Lange vor ihrer Enthauptung wurde von den männlichen Revolutionären eine Kampagne angezettelt, in der die Königin zum Inbegriff der Verkommenheit stilisiert wurde: nymphoman und lesbisch, ehebrecherisch und machthungrig. Die Patrioten diffamierten sie überdies als Fremde, und last not least wurden ihr Beziehungen zu Giftmischerinnen, als Hexen, nachgesagt. Die Revolutionärin Olympe de Gouges

ahnte den tieferen Sinn dieser Kampagne. Auch sie wurde geköpft. Die Masse der »Bürgerinnen« jedoch ließ sich betrügen, fiel auf den sexistischen Popanz herein und forderte das Haupt der Königin noch vor dem des Königs. Zur Belohnung erhielten sie das bürgerliche Regime des Ehemannes, versüßt durch das hymnische Lob ihrer weiblichen - bürgerlichen Tugenden: Sittsamkeit, Gehorsam und eheliche Treue.

Die Negation des Falschen bleibt noch falsch. Ihr fehlt der dialektische Umschlag, die Aufhebung also.

Bert Brecht

Den Frauen wurde aufgrund ihres Gebärvermögens die soziale Last der gesamten Reproduktion aufgezwungen, eine Last, die ihrer gesellschaftlichen und politischen Durchsetzung hinderlich war. Wird jedoch - wie in vielen, auch feministischen, Theorien - das Übel auf seinen Ursprung, die biologische Differenz zwischen den Geschlechtern, reduziert, so wird damit die Reduktion der Frau auf die Gattung unwillentlich affirmiert, wird die Zweckklüge des Patriarchats noch in ihrer Negierung übernommen. Diese Theorien ignorieren, daß die Reproduktionsarbeit, oder Gesellschaftsarbeit, keine unveränderliche Größe ist, sondern sich historisch verändert und formiert.

Die historische Entwicklung der Kindererziehung ist dafür exemplarisch. Bis in das 18. Jahrhundert wurden Kinder nicht erzogen. Sie wurden ernährt und wuchsen quasi nebenbei innerhalb des Familienverbandes auf oder innerhalb der sozialen Gruppe, in der die Mutter sich bewegte. Als Säuglinge wurden sie in Steckkissen gezwängt, um sie problemlos bei der Arbeit ablegen zu können: auf dem Feld, im Stall, in der Werkstatt, auf dem Troßwagen, auf dem Handkarren der fahrenden Händlerin. Ungewünschte bzw. überzählige Neugeborene wurden getötet. Frauen, die es sich finanziell leisten konnten, übergaben das Kind einer Amme, bis es alt genug war, um nicht mehr störend zu wirken. Die angeblich angeborene Mutterliebe ist eine bürgerliche Erfindung. Reproduktionsarbeit bedeutete nicht zu allen Zeiten, was sie für die bürgerliche Hausfrau bedeutet, die sie alleine bewältigen muß.

Die Mehrheit der Frauen war zudem nie auf die Reproduktion beschränkt. Frauen arbeiteten immer auch in der sogenannten Berufswelt. Sei es in der Landwirtschaft, sei es in Manufakturen bzw. Fabriken, sei es im Handel, sei es im Dienstleistungssektor. Sie waren stets präsent, phasenweise so präsent, daß sie von ihren männlichen Konkurrenten bekriegt wurden, wie die Zunft-Handwerkerinnen, die Hebammen, die Bierbrauerinnen, etc. Noch im 19. Jahrhundert kollaborierte die junge deutsche Arbeiterbewegung mit den reaktionären Schneidergesellen, um das von Frauen dominierte Schneiderhandwerk in Männerhand zu bringen.

Dem frühen Industrie-Kapitalismus war es noch ziemlich gleichgültig, wie sich die Ware Arbeitskraft reproduzierte. Entscheidend war ihre radikale Vernutzbarkeit, ihre »Befreiung« von jeder anderen Existenzmöglichkeit, um uneingeschränkt über sie verfügen zu können. Erst die technische Höherentwicklung der Produktion ergab die Notwendigkeit, den Arbeitenden bestimmte Qualitäten zu verschaffen bzw. anzuerziehen, wie Zuverlässigkeit, Gesundheit, bestimmte Grundkenntnisse, Pünktlichkeit, etc. Diese Qualitäten mußten im Rahmen der Reproduktion geschaffen und gesichert werden, also von der Haus- und Beziehungsarbeit der Frau, der dieser Bereich a priori zugewiesen war. Der Frau wurde somit faktisch enorme Mehrarbeit aufgebürdet, während der Mann durch Auszahlung des Familienlohnes in seine Hand zum Ernährer der Frau deklariert wurde. Die sich formierende Arbeiterklasse adaptierte das bürgerliche Ideal der Familie, die »nichtarbeitende«, d.h. nicht lohnarbeitende Ehefrau wurde zum Desiderat des männlichen Arbeiters, zum Signum des Aufstieges aus proletarischem Elend zu bürgerlicher Sittlichkeit. Real konnte diese »Idylle« noch lange nicht durchgesetzt werden. Zum einen reichte der Familienlohn häufig nicht aus, um tatsächlich eine Familie zu erhalten. Zum anderen trugen auch die nicht (mehr) lohnarbeitenden Frauen wesentlich zum Einkommen bei. Sei es durch Heimarbeit, sei es, daß sie kleine Felder oder Schrebergärten bewirtschafteten. In jedem Falle aber durch ihre Sparsamkeit, die ihnen zusätzliche Mehrarbeit abverlangte: lange Wege, um billige Lebensmittel zu organisieren, eigenhändige Kleiderproduktion, die Versorgung von Untermietern etc. Was sich jedoch durchsetzte, war die Degradierung der Leistungen der Frau zum »Mit«. Sie war, nicht zuletzt aufgrund der niedrigen Frauenlöhne, bestenfalls »Mitverdienerin«. Ihre

»Naturalienwirtschaft«, ohne die die Familie nicht hätte überleben können, drückte sich nicht in Geld aus und war somit wertlos.

Verschwunden ist also selbst in hochkapitalistischen Zeiten eventuell Madame Bovary. Nicht verschwunden ist die reale Frau des Volkes. Ihr Fluch liegt nicht in einer faktischen Reduktion auf die Reproduktion, sondern darin, daß sie realiter immer doppelbelastet arbeitet, in Produktion wie Reproduktion, gesellschaftlich aber so behandelt wird, als leiste sie gar nichts. Die patriarchale Theorie und Gesellschaftspolitik arbeiteten systematisch an der Unsichtbarmachung der Frauen, die im praktischen Leben nicht zu übersehen waren. Ihr Verschwinden wurde so lange behauptet, bis sie sich selbst als nichtexistent beziehungsweise als Anhängsel des Mannes begriffen.

Dies gilt für einen großen Teil der Frauen Europas. Auch in den Ländern der drei Kontinente setzte sich das Patriarchat durch, teils »selbständig«, teils als Frucht des Kolonialismus. Und auch dort etablierte sich die Macht der Männer in einer langen und widersprüchlichen Geschichte von Kämpfen, über die hier bezeichnenderweise noch sehr viel weniger bekannt ist als über die Schlachten und Gefechte des Patriarchats in Europa.

Gerade die Fragen, die uns bedrängen, weigern wir uns zu formulieren.

Merleau-Ponty

Die historische Analyse leugnet nicht die vorhandene biologische Differenz. Tatsächlich unterscheiden sich die Körper der Geschlechter in ihren Funktionen zur Produktion der Gattung. Der Mann gibt lediglich den Samen ab, während der Körper der Frau alles weitere bewältigen muß, die Vereinigung des Samens mit dem Ei, das Reifen des befruchteten Eies, die Schwangerschaft, die Geburt des Kindes und die erste Ernährung des Kindes.

In einer nach den simpelsten Gerechtigkeitsprinzipien organisierten Gesellschaft müßte es selbstverständlich sein, daß nach der Geburt des Kindes der Vater die Stafette übernimmt. Die Pflege und Aufzucht des Kleinstkindes wäre die logische Aufgabe des Vaters, der bisher quasi arbeitslos war. Es gibt keinen physischen und auch keinen psychischen Grund, der dem angeborenen Kind die leibliche Mutter unabdingbar machte.

Die Gebärfähigkeit der Frau fordert ihr neben Schwangerschaft und Geburt weitere Belastungen ab, die, obwohl naturgegeben, gleichwohl sozial regulierbar sind: Die monatlichen Blutungen, vor allem aber die permanente Fruchtbarkeit der Menschenfrau. Es wäre zu untersuchen, wie weit diese permanente Fruchtbarkeit nicht noch stärker zur Unterwerfung der Frau beigetragen hat, als die realisierte Mutterschaft. Ein, zwei Schwangerschaften, gegebenenfalls auch mehrere, wären - bei gerechter Organisation der Gesellschaft - zu verkraften, ohne die soziale Stellung der Frau zu beeinträchtigen. Sofern die Frau aus freiem Willen Mutter würde, nicht aus direktem Zwang, noch, um eine ihr vorgeschriebene Rolle zu erfüllen.

Während jedoch die Fruchtbarkeit der Tiere auf wenige Zeiten im Jahr beschränkt ist, kann eine Frau quasi immer schwanger werden (die wenigen »unfruchtbaren Tage« ausgenommen), das heißt, sie kann immer schwanger gemacht werden. Eine unendliche Folge von Schwangerschaften und Geburten jedoch schwächt und zerstört ebenso den weiblichen Körper wie die gesellschaftliche Beweglichkeit der Frau. Frauen sehen sich so der ständigen Drohung ausgesetzt, allein durch den sexuellen Akt in ihrer gesamten Lebensweise beeinträchtigt zu werden. Diese reale Erfahrung der Frauen hat Konsequenzen für ihr soziales Dasein - und für ihre Sexualität, ihre Wahrnehmung der Sexualität. Sexualität wird zu einem Hebel ihrer Unterwerfung, sobald der Mann sich seiner Macht, die Frau zu schwängern und damit auch zu schwächen - bewußt wird.

Allein diese Grundkonstellation erforderte eine gesellschaftliche Organisation, die, um die biologische Schwäche (als die Kehrseite des Vermögens, die Gattung zu produzieren) auszugleichen, die Frauen kollektiv mit mehr Macht ausstattet als die Männer. In bestimmten historischen Epochen (der europäischen Geschichte) befanden sich die Frauen noch in der Lage, zumindest einen gewissen Ausgleich durchzusetzen. Sei es, daß die Geschlechter ihre generative Sexualität dem Gesetz des Ritus unterstellten, sich also in Nachahmung der Tiere nur zu bestimmten Zeiten paarten. Sei es, daß die Frauen Methoden der Schwangerschaftsvermeidung beherrschten und somit fähig waren, ihre Befruchtung zu steuern und damit zugleich ihre Sexualität dem Diktat des Generativen zu entziehen. Anders gesagt: sie als eigene Lust zu erleben. Sei es, daß Föten abgetrieben wurden in Zeiten des Überganges, in denen Teilen der weiblichen Bevölkerung

das Wissen um Verhütung bereits geraubt worden war, während einzelne Spezialistinnen, wie die Hebammen, noch in der Lage waren, eine gewisse Hilfe zu gewähren. Daß in der Epoche der Hexenverfolgung die Hebammen und sogenannten weisen Frauen mit als erste kriminalisiert wurden, liegt hierin begründet: Die Frauen sollten ihrer Möglichkeiten, autonom über ihre Fruchtbarkeit zu bestimmen, endgültig beraubt werden, anders gesagt: sie sollten der Macht des Mannes über ihre Körper und ihre gesellschaftliche Beweglichkeit endgültig ausgeliefert werden. Später konnten heterosexuelle Frauen ihre Fruchtbarkeit nur noch um den Preis der Selbstbeschädigung regulieren: Indem sie auf Sexualität gänzlich verzichteten, indem sie sich brutalen und nicht selten mörderischen Abtreibungen unterzogen, indem sie faktisch und verbal die bürgerliche Ideologie ihrer Asexualität, ihrer Frigidität bestätigten, mehr noch: sie internalisierten. Die anständige bürgerliche Frau empfand keine Lust. Ihr Körper wurde zu einem Instrument sowohl der Befriedigung des Mannes als auch der Fortpflanzung der Gattung. Der Preis, den der Mann dafür zu bezahlen hatte, war - allerdings rein theoretisch - die lebenslange Versorgung der einen, ihm gesetzlich als Gattin unterstellten Frau. Oder der Stundenlohn für die Prostituierte. Kants nüchterne Feststellung, die Ehe sei ein Vertrag zum gegenseitigen Gebrauch der Geschlechtswerkzeuge, war bereits zum Zeitpunkt seiner Formulierung ein Anachronismus. Spätestens jedoch seit der französischen Revolution, spätestens seit der Domestizierung der promiskuen Pariser Fischweiber zu Bürgerinnen konnte von wechselseitigem Gebrauch keine Rede mehr sein. Gebraucht wurde nur noch der Körper der Frau: vom Mann zur Befriedigung seiner zunehmend autistischeren sexuellen Bedürfnisse; von der Frau zur Erlangung diverser sozialer »Vorteile«. Ihr Körper war der Frau nicht länger Quelle der eigenen Lust, er wurde zur Maschine, die sie verkaufen konnte, um für den Kaufpreis andere Güter zu erwerben. Sei es im einmaligen Verkauf an einen einzelnen Nutzer, sei es in wiederholten Verkäufen an wechselnde Nutzer. Die notwendige Wartung, Pflege, Reinigung der Maschine übernahm im Falle des einmaligen Verkaufes der Käufer Ehemann, im Falle der Mehrfach-Verkäufe hatte die Verkäuferin diese Kosten selbst zu tragen. Was sich entweder in erhöhten Kaufpreisen niederschlug oder in einer schnelleren Abnutzung der Maschine.

So erfuhr die Frau eine Entfremdung, die tiefer geht, als die Entfremdung durch kapitalistische Arbeitsverhältnisse. Während sie als weiblicher Lohnarbeiter lediglich ihre Arbeitsfähigkeit veräußerte, etwa die Geschicklichkeit ihrer Hände, verkaufte sie sich als Weib ganz und gar. Das erniedrigendste Bild weiblichen Sklaventums und weiblicher Entfremdung ist das der Ehefrau, die voll Ekel und Widerwillen aber gottergeben unter ihrem Besitzer liegt und nur eines ersehnt: daß er rasch zuende kommen möge. Diese radikale Entpersönlichung der Frau als geschlechtliches Wesen hat Konsequenzen für ihre gesamte Identität. Und zugleich für die Identität des Mannes. Er weiß sich seiner »willigen« Gemahlin gewiß, gleichzeitig aber langweilt ihn ihre Gottergebenheit und läßt ihn nach Abwechslung suchen bei den »sittenlosen« Frauen, die ihm nicht nur ihren Körper verkaufen, sondern - bei entsprechender Bezahlung - auch noch die Illusion, er empfinde nicht nur, sondern erzeuge auch Lust. So pervertiert ein ursprüngliches Bedürfnis, Lust zu spenden und Lust zu empfangen, zu einer käuflich erwerblichen Lüge. Zu einem quasi extraterritorialen regulierbaren und damit beherrschbaren Luxus, der eine Schimäre ist. Im Alltag wünscht der entfremdete Mann die autonome Lust der Frau gerade nicht, sie erscheint ihm gefährlich, Symptom für Selbständigkeit, für Unabhängigkeit, oder: ein Zustand, der dem weiblichen Geschlecht verwehrt werden muß, da er die Macht des Mannes in Frage stellt. Auf dieser Grundlage, die Ergebnis einer gesellschaftlichen Entwicklung ist, doch bereits so tief im Unterbewußten verankert, daß sie beiden Geschlechtern zur zweiten Natur wurde, fühlt der Mann sich mächtig genug, um selbst noch Befreiungs-Anstrengungen der Frau für sich zu vereinnahmen. So schlug in der jungen Sowjetunion die in einer kurzen revolutionären Phase intendierte sexuelle Befreiung der Frau prompt in ihr Gegenteil um: Während Frauen wie Kollontai die Abschaffung der Zwangsinstitution Ehe und die Freie Sexualität propagierten, wendeten diejenigen Männer, die solche Forderungen nicht a priori ablehnten, sie sofort zu ihren Gunsten. Die Mädchen des Komsomol wurden von ihren männlichen Kollegen nun sexuell bedrängt bis genötigt. Weigerten sie sich, zur Verfügung zu stehen, wurden sie als Konterrevolutionärinnen diffamiert und damit faktisch erpreßt.

Ähnliches spielte sich während der sogenannten sexuellen Revolution der 60er Jahre ab. Frauen, die sich weigerten, jedem zur Verfügung zu stehen, die sich weigerten, jede Sexualpraktik

mitzumachen, wurden als reaktionär und frigide diskriminiert. Was sich damals noch in begrenzten quasi elitären Zirkeln abspielte, existiert heute, in einer durchpornographisierten Männergesellschaft als Massenphänomen.

Eine Frau, die noch einen eigenen Willen hat, liebt nicht so sehr, wie sie sagt.

Choderlos de Laclos: Gefährliche Liebschaften

Sie wurde von ihren Freunden geliebt, von ihren Liebhabern vergöttert und von ihrem Gatten verehrt.

Diderot über eine Pariser Aristokratin

Die nüchterne Haltung des ancien régime fiel mit den Köpfen seiner Aristokratinnen. Diese Haltung war kein Privileg der Aristokratie, sie war auch den Frauen des niederen Volkes eigen, das von den sich an die Macht putschenden Bürgern gleichermaßen verachtet und gefürchtet wurde. Deren Ideologen, allen voran Rousseau, übernahmen es, die Realisierung der Erfordernisse des kapitalistischen Regimes - Selbstbeschränkung, Ordnung, geregelte Eigentumsverhältnisse - durch Vernebelung der Köpfe zu fördern. Da die klare Einsicht in die Brutalität der sexuellen Besitz- und Nutzungsverhältnisse die Sklavinnen hätte revoltieren lassen und die Herren einer schönen Illusion (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) beraubt hätte, reaktivierte die bürgerliche Ethik ein latent immer vorhandenes Betäubungsmittel: die Liebe.

Simone de Beauvoir stellte lakonisch fest: Da man den Frauen nicht einreden kann, es sei ihr höchstes Glück, Töpfe zu scheuern und Windeln zu waschen, macht man sie glauben, sie täten das aus Liebe. Mit der politisch-gesellschaftlichen Etablierung des Bürgertums wurden Ehen nicht mehr aus Vernunftgründen geschlossen, sondern aus Liebe. Zumindest sollten sich die Ehepartner das selbst suggerieren. Dem gemeinen Volk jedoch, dessen Verfügbarkeit eine bürgerliche Kleinfamilie eingeschränkt hätte, wurde die Ehe erschwert bis verweigert. Bis in das späte 19. Jahrhundert mußte in Teilen Europas für die Eheschließung ein bestimmter Geldbetrag vorgewiesen werden, den Mägde und Knechte oder niedere Dienstboten zum Beispiel nie aufzubringen in der Lage waren. Das sexuelle Verhalten der untersten Schichten wurde weniger durch das Zivil- als durch das Strafrecht geregelt. Die zivilisierte Liebes-Fähigkeit wurde ihnen abgesprochen, ihre Sexualität als tierisch definiert und somit staatlicher Regulierung bedürftig.

Armenhäuser, Arbeitshäuser, Irrenhäuser wurden zur Endstation sexuell »auffälliger« Unterschichtfrauen, die Zuchthäuser füllten sich mit Kindsmörderinnen. Eine Praxis, die zunehmend verfeinert wurde und im Nationalsozialismus ihren Höhepunkt sowohl an Perfektion der Erfassung als auch an Brutalität des Eingriffs erreichte.

Der Arbeiterklasse wurde die auf Liebe gegründete kleinbürgerliche Familie als Insignie des Aufstiegs aus der Gosse propagiert, eine Propaganda, die auf fruchtbaren Boden fiel. Bei den Männern, weil sich damit sowohl ihr sozialer Status als auch ihre reale Macht über die eigene Frau erhöhte. Bei den Frauen, weil ihnen, angesichts ihrer exzessiven Doppelbelastung, die Befreiung von der Last Produktionsarbeit als tatsächliche Befreiung erscheinen mußte. Und weil, wie Beauvoir festhielt, das Töpfescheuern aus Liebe erträglicher erscheint als das Töpfescheuern als Sklavendienst.

Unter dem gemachten der Ideologie wirkt jedoch ein reales Bedürfnis des Menschen nach Zuneigung, Zärtlichkeit und sexueller Lust. Dieses Bedürfnis, das sich historisch unterschiedlich äußerte und realisierte, wurde schließlich in die Zwangsjacke bürgerlicher Liebe kanalisiert und so - neben der direkten Gewalt - zu einem der effektivsten Hebel patriarchaler Macht. Das ist das radikalste, also tiefstverwurzelte Hemmnis, das die Frau gegen ihre Befreiung in sich trägt: daß sie ihren Unterdrücker liebt, daß sie vor dem fremden Vergewaltiger Schutz sucht beim privaten Vergewaltiger, daß sie ihre Identität in der Anerkennung durch den Gegner sucht.

Die Ausgeliefertheit der Frau, die weder über die gesellschaftliche Macht noch über die ausreichende Kenntnis von Verhütungsmethoden verfügt, um ihre Fruchtbarkeit autonom zu bestimmen, verbunden mit ihrer historisch fortschreitenden Entfremdung von ihrem Körper als Quelle eigener Lust bei gleichzeitiger Betäubung ihres Bewußtseins durch das Opiat Liebe, diese Konstellation bildet eine Basis bürgerlicher patriarchaler Macht. Diese Basis zu leugnen beraubt alle revolutionäre Theorie ihres revolutionären Gehalts.

Daß Männer von den sexuellen Herrschaftsverhältnissen schweigen, ist logisch. Ihr autistisches und usurpatorisches sexuelles Verhalten, das ihnen im Verlauf der Festigung und Erweiterung patriarchaler Macht zum scheinbar natürlichen Bedürfnis wurde, ist Teil ihrer Identität, dessen Aufgabe ihre Identität als solche bedroht. Daß Frauen davon schweigen, liegt unter anderem an ihrer Identifikation mit dem Aggressor und dessen Theorien. Und an der Angst der Sklavin vor den Frösten der Freiheit. So wird das zugleich verdinglichte und Gewalt-Verhältnis der Sexualität der Geschlechter, das den ökonomischen und sozialen Verhältnissen zugrunde liegt, und das damit der radikalsten Aufhebung bedürfte, auch von denen ignoriert, die intendieren, Gewalt- und Machtverhältnisse, Verdinglichung aufzuheben.

Figaro an Susanna: Mut!

Susanna zu Figaro: Und du: Verstand!

Mozart/Da Ponte: Figaros Hochzeit

In ihrer Alleinverantwortung für den gesamten Reproduktionsbereich erfüllt die Frau drei Funktionen zugleich: Sie ist Gebärmaschine und sex-machine; sie ist Hausarbeiterin, Kammerdienerin und Kindermädchen; sie ist Liebesarbeiterin, Refugium und zugleich Sandsack des Mannes, Objekt seines Bedürfnisses nach Zuneigung wie seiner Aggression. Daß von diesen drei Funktionsbereichen, wenn überhaupt, stets nur der eine erwähnt wird, der der Hausarbeiterin und des Kindermädchens, ist, wie gezeigt, kein Zufall. Und selbst in bezug auf diesen Bereich geriert sich auch revolutionäre Utopie seltsam beschränkt. Sie phantasiert allenfalls die Entprivatisierung dieses Bereiches durch Vergesellschaftung, also Kinderkrippen, öffentliche Küchen und Wäschereien etc. Zum einen werden dann diese Institutionen wieder mit weiblichem Personal ausgestattet, sei es in der Phantasie, sei es in realen Experimenten, wie etwa in der jungen Sowjetunion. Zum anderen sind diese Phantasien und erst recht die realen Experimente notgedrungen kurzlebig und lethargisch, denn sie ignorieren das Bedürfnis des (kapitalistisch geprägten) Menschen nach Privatheit und das Bedürfnis bzw. den Anspruch des Mannes nach persönlicher Versorgung, die nur die liebende Frau befriedigend gewähren kann. Der Mann strebt nicht nach der faktischen Vernichtung des weiblichen Geschlechts, er hat nicht vor, die Geschlechterdifferenz zu liquidieren. Er trachtet im Gegenteil danach, die soziale Ausbeutung der biologischen Divergenz zu verlängern, zu verstärken, sie sich nutzbar zu machen, nicht nur im Ökonomischen, sondern auch im Privaten. Nur der lebendigen und in ihrer Geschlechterrolle funktionierenden Frau kann der Mann sein Herz ausschütten. Nur sie kann ihm die Illusion gewähren, ein Versorger und Beschützer und überdies ein Held zu sein. Nur im Stupor der lebendigen von ihm vergewaltigten Frau kann er seine Macht erleben, indem er sie in sexuelle Lust transponiert. Nur in den Augen der lebendigen Frau kann er sich als einzigartiges Individuum spiegeln und die Größe und Überlegenheit halluzinieren, an deren Mangel er im Umgang mit seinesgleichen leidet.

Seine Experimente zur Technisierung der Gattungsproduktion entspringen seiner Sehnsucht nach Omnipotenz, doch die Omnipotenz wird ihm nichtig, sobald er sich nur noch unter anderen Omnipotenten wiederfindet. Er braucht zu seiner Selbstversicherung als männliches Subjekt nicht nur eine Hierarchie unter seinesgleichen, er braucht die Gewißheit der existenziellen Überlegenheit über ein von Natur aus minderes Wesen, in dessen Kleinheit er sich spiegeln kann, dessen Bestrebungen nach Angleichung an das Höhere - an ihn - er eventuell gnädig fördern kann, das ihn jedoch letztlich nie wirklich erreicht. Er braucht nicht die Gleichheit und nicht die Nivellierung, er braucht die Differenz.

Die Gleichsetzung des Begriffes »Gleichheit« mit dem Manne »als Maß aller Dinge«, also mit der Angleichung der Frau an den Mann und somit ihrer Nivellierung als Geschlecht, erliegt der alten Lüge der Differenz-Ideologen. Sie übernimmt die Definition des Gegners und beugt sich so seiner Macht, die auch immer eine Definitionsmacht ist.

Das tertium comperationis ist nicht der Mann, sondern der Mensch. Ein bislang lediglich behaupteter, jedoch noch nicht erreichter Zustand, der sich erst realisieren kann in einer Gesellschaft, die jede Wertung von Geschlechtern, »Rassen«, Klassen, negiert. Die also die bislang herrschende Norm aufhebt, welche nicht nur das Verhalten der Menschen bestimmt, sondern auch - durch tiefe Verwurzelung - ihre Bedürfnisse und Träume.

Nicht die Feststellung biologischer Differenz und ihrer sozialen Folgen, aber das Beharren auf biologischer Differenz als Wert perpetuiert hierarchisches Denken, perpetuiert Norm. Solange Menschen, Frauen wie Männer, biologische Differenz als Wert an sich anerkennen, liefern sie die TrägerInnen der Differenzen der Bewertung durch Macht, der Bewertung durch die jeweils herrschende Norm aus. Das als das Andere Definierte ist immer das Höhere oder das Mindere, nie das Gleichwertige.

So wie es kluge Rassisten gibt, gibt es auch kluge Sexisten. Sie profilieren sich seit langem, indem sie Frauen suggerieren, ihr Gebärvermögen gebäre auch besondere Qualitäten, die Frauen qua Geschlecht zu besseren Menschen machten, zu liebevollen, geduldigen, fürsorglichen, das Leben bewahrenden, friedlichen Menschen. Eine Suggestion, die implizit gleichermaßen die Männer von der Sich-Aneignung solcher Qualitäten entbindet, wie sie den Frauen die Sich-Aneignung »männlicher« (als männlich definierter) Qualitäten verwehrt. Unzählige Frauen lassen sich von diesem Opiat betäuben, um ihre reale Lage als Ungleiche, als Abhängige, Ausgebeutete und Erniedrigte nicht klar zu sehen und nicht ändern zu müssen.

Die linksradikale Variante dieses klugen Sexismus ist die Romantisierung des Reproduktionsbereiches als eine vom kapitalistischen Kommando und dessen Rationalität nicht beschädigte Enklave der Subjektivität. Diese Variante des »frauenfreundlichen« Sexismus leugnet den abhängigen, den isolierten, verdummenden, abstumpfenden und zwangsneurotischen Charakter der Hausarbeit. Hausarbeit ist zum größten Teil repetitive Arbeit, Sisyphusarbeit. Der gewaschene Teller wird benutzt, wird wieder schmutzig, muß wieder gewaschen werden, ad infinitum. Der gewischte Boden wird betreten, wird beschmutzt, muß wieder gewischt werden, ad infinitum. Der Betrug, und sei es ein Selbstbetrug, dieser linken Sexisten entlarvt sich auch in ihren Utopien. Sie fordern maximal eine Sozialisierung der Hausarbeit, nie aber eine Übernahme dieser Tätigkeiten durch den Mann, sei es privat, sei es kollektiv. Der männliche Revolutionär phantasiert sich nicht Wäsche waschend und Geschirr spülend und Windeln wechselnd und Toiletten putzend. So diese unverzichtbaren Tätigkeiten eigene Aktivität von ihm verlangen, erledigt er sie (meist erst unter dem Druck seiner weiblichen Mitbewohner) widerwillig, als Pflicht, als Zugeständnis. In seiner Theorie jedoch, die eben diese lästigen Pflichten automatisch wieder den Frauen zuweist, gelingt es ihm in seiner atemberaubenden Verdrängungsleistung, sie von ihrem Charakter als zwar notwendige aber unangenehme Tätigkeiten zu befreien und in autonome, tiefstmenschliche, die Subjektivität rettende und bewahrende Tätigkeiten zu verwandeln.

Diese Harmonisierung der Hausarbeit durch den männlichen Theoretiker korrespondiert der Verdrängung seines Bedürfnisses nach einem Refugium, in das er, der müde Krieger nach geschlagenen Schlachten zurückkehrt, auf daß ein liebend Weib seinen Körper bette, seine Wunden salbe, seinen Hunger stille und seinen Heldentaten die Reverenz erweise. Als moderner Revolutionär muß er sich diesem Traum, den seine historischen Genossen noch ungebrochen träumen/träumten, verbieten. Für dieses Verbot wiederum rächt er sich, indem er die Frau als unsichtbares passives Opfer definiert, das vom allgewaltigen und männergemachten Apparat Imperialismus gnadenlos ausgesaugt und aufgesogen wird. Es sei denn, er, der edle Ritter, schwingt sich auf sein Schlachtroß, um die Wehrlose dem Rachen des Monsters zu entreißen.

Spätestens seit dem Sieg der bürgerlichen Tugend über das Ich des europäischen Menschen existiert die Frau ohne Mann nur noch als lächerliche Figur, bestenfalls als tragische Gestalt. Als Tragödin hat sie dahinzusiechen oder sich selbst umzubringen. Als lächerliche Figur wird sie bemitleidet oder verhöhnt. Eine Frau ohne Mann ist eine Frau, die von keinem Mann begehrt wurde und damit eine Frau ohne Wert. Bekennt sie sich zu ihrer Entschließung gegen die Besitzansprüche eines Mannes, wird sie, egal ob sie tatsächlich lesbisch lebt oder nicht, als Lesbierin bekämpft. Dem Hagestolz, dem Junggesellen, der sich »seine Freiheit bewahrt« entspricht kein weibliches Pendant. Auf weiblicher Seite gibt es lediglich das Mauerblümchen, die Verlassene, die alte Jungfer.

Die Frau in der Männergesellschaft bedarf, um als »vollständiger Mensch« anerkannt zu werden, nicht nur des Mannes, sondern auch des Kindes. Die Frau ohne Kind wird wie die Frau ohne Mann bemitleidet oder verhöhnt: sie gilt als unfruchtbar - also bedauernswert oder als widernatürlich - also verachtenswert. Sie verstößt in jedem Fall gegen die Norm, und dieser Normverstoß wird wo nicht geahndet so doch immer registriert. Die Frau ohne Kind steht wie die Frau ohne Mann unter permanentem Legitimationsdruck.

So wird die Frau ohne Mann, ohne Kind, ob sie es will oder nicht quasi automatisch zur Rebellin.

Sie kann versuchen, diesen grundlegenden Normverstoß »wiedergutzumachen«, indem sie sich in allen anderen Lebensbereichen der Norm, den Gesetzen der Gesellschaft unterwirft. Sie kann sich aber auch aus der Rebellion gegen die Fundamente der Norm entwickeln zur Kämpferin gegen die Gesellschaft, die die Norm setzt und bewahrt.

Gleichzeitig wird die Revolutionärin, die die herrschende Gesellschaft bekämpft - selbst wenn sie Mann und Kind »vorweisen« kann - quasi automatisch des Normverstoßes bezichtigt. Indem sie ihre »weibliche« Passivität aufgibt, Aktivität nicht einzig auf Mann und Kind richtet, sondern auf die »Sache« der Revolution, verstößt sie tatsächlich gegen die Geschlechterregeln. So liegt der Verdacht, selbst wo er unbegründet wäre, nahe, sie verstoße auch im Privaten gegen die Norm, verhalte sich anormal.

An der Diskriminierung und Verfolgung von Frauen, die gegen die Norm verstoßen, sind nicht nur Männer, sondern auch Frauen beteiligt. Die herrschende Norm ist nicht ein von raffinierten Herrschern erfundenes Konstrukt, das den Menschen irgendwann aufgezwungen wurde und das mittels besserer Einsicht und guten Willens beseitigt werden könnte. Sie basiert vielmehr auf tiefverwurzelten Ängsten und Bedürfnissen, die unter dem Druck der jeweiligen Herrschaftsverhältnisse in deren Sinne forciert, verfälscht, geformt wurden. Das Staunen über den Fremden wurde zum Mißtrauen gegen den Fremden, zur Xenophobie, zum Rassismus. Das Gebärvermögen der Frau wurde zur Quelle ihrer Erniedrigung und Ausbeutung, und diese schließlich zu ihrem »natürlichen Schicksal«. Das jeweils andere, als Anderes behandelt, wird zum Anderen.

Es ist naiv zu meinen, diese Normierung des Menschen, die ihm zur zweiten Natur geworden ist, könne per Beschluß, könne in einem revolutionären Akt aufgehoben werden. Sie ist träge wie die Materie, sie zieht selbst den revolutionären Impetus auf »die Erde« zurück. Sie kann auf unabsehbare Zeit nur unermüdlich in stetigen und beharrlichen Kämpfen thematisiert und damit in Frage gestellt werden. Sie bringt die Revolutionärin in Widerspruch zu ihren Genossen und die RevolutionärInnen in Widerspruch zu den »normalen« Menschen. Sie ist die Advokatin der Bequemlichkeit, denn es ist in jedem Falle weniger anstrengend, sich ihr zu unterwerfen als sie zu bekämpfen, gesellschaftlich wie in sich selbst. Sie suggeriert den RevolutionärInnen: ihr könnt euch den normalen Menschen, den Massen, nur verständlich machen, wenn ihr euch selbst wie normale Menschen verhaltet.

Sie ist kein äußerer Feind, den der Revolutionär als ein ihm Fremdes bekämpft, sie nistet in seiner eigenen Seele, sie ist verwoben mit dem Material, aus dem er als gesellschaftlicher Mensch gemacht ist. Er muß, will er sie bekämpfen, einen Teil seiner selbst vernichten. Dies gilt ebenso für die Revolutionärin, doch während sie die Sklavin in sich liquidiert, muß der männliche Revolutionär den Herren in sich vernichten. Während sie sich Wunden schlägt im Kampf um ihren Sieg als Mensch, kämpft er um seine Niederlage als Mann. Die Norm, die in seiner Seele nistet, macht ihn blind für das Ziel, das die Revolutionärin anstrebt: die Schaffung des Menschen. Die realen Vorteile seines Mann-Seins verstellen ihm den Blick auf die ihm unvorstellbaren Vorteile des Mensch-Seins. Deshalb weicht der männliche Revolutionär stets aufs Neue aus auf das überschaubare Terrain der reinen Ökonomie, deshalb leugnet er das Politische im Privaten, die sexuelle Dimension von Herrschaft, seine eigene Involviertheit als Profiteur der Machtverhältnisse. Deshalb verfällt er in bürgerlichen Idealismus, in totale Personalisierung, sobald es um den Geschlechter-Antagonismus und seinen persönlichen Beitrag zu dessen Aufhebung geht: Während er als Revolutionär die gesellschaftlichen Bedingungen des menschlichen Seins erkennt und den Satz, daß das Sein das Bewußtsein bestimmt, eher dogmatisiert als daß er ihn leugnet, vermeint er, sich als Mann der Geschichte entziehen zu können, indem er mit dem Eigensinn des kleinen Kindes behauptet: »Aber ich bin doch nicht so!« Schlimmstenfalls sind alle Männer böse, er jedoch ist ein Freund und Helfer der Frauen.

Frauen, die das Machtverhältnis zwischen Frauen und Männern bekämpfen, Frauen, die der patriarchalen Norm, diesem zähen und erbitterten Feind des Mensch-Seins den Krieg erklären, Frauen, die die herrschenden Verhältnisse, die Herrschaft im wahren Sinne des Wortes radikal aufheben wollen, bedürfen nicht so sehr der männlichen Genossen, die sich für ihre Freunde halten, als der männlichen Genossen, die bereit sind, zum Feind des Mannes zu werden.

Verwendete Literatur:

Aischylos: *Die Orestie*
Elisabeth Badinter: *Die Mutterliebe*
Emilie Emilie: *Weiblicher Lebensentwurf im 18. Jahrhundert*
Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht, Auge um Auge*
Wilhelm Blos: *Die Französische Revolution*
Silvia Bovenschen: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarisch zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*
Diderot: *Sur les femmes* (Oeuvres completes Band X)
Edmond und Jules de Goncourt: *Die Frau im 18. Jahrhundert*
Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen: *Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courasche*
Homer: *Ilias, Odyssee*
Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*
Immanuel Kant: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*
Choderlos de Laclos: *Gefährliche Liebschaften*
Maurice Merleau-Ponty: *Humanismus und Terror*
Wolfgang Amadeus Mozart/Lorenzo Da Ponte: *Le nozze di Figaro*
Jean Jacques Rousseau: *Emil oder Über die Erziehung*
Gustav Schwab: *Sagen des klassischen Altertums*
William Shakespeare: *Der Widerspenstigen Zähmung*
Sophokles: *Antigone*
Peter Weiß: *Notizbücher I und II*

Klaus Viehmann u.a.

DREI ZU EINS

Klassenwiderspruch, Rassismus und Sexismus

I.

»Wenn du argumentierst, entscheidest du dich für das Risiko zu entdecken, daß einem Argument eine Struktur zukommt, die weitgehende Implikationen für deine eigene Existenz hat.« (Denkverhältnisse, 553)

In diesem Sinn ist das Papier gerne Risiko. Als Diskussionspapier auch nur vorläufig und mit dem Risiko von Irrtümern behaftet - das ist der zweifelhaften Sicherheit des Schweigens jedoch vorzuziehen.

Die Vorgeschichte dieses Papiers ist eine lange Diskussion zwischen linken Frauen (v.a.) und Männern, meist über Knastpost geführt. Letztlich nur zusammengefaßt im Knast mit dem »Blick aus der Ferne«, der viele alltägliche Details übersieht, aber (deshalb?) auch mal weiter über den Tellerrand reichen kann.

Thema der Diskussion war die Kritik eines überkommenen Klassenbegriffs, der patriarchalisch vorgeprägt und dominiert ist und voller Rassismen steckt. Die Analyse von globalen oder lokalen Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnissen war immer ökonomistisch verzerrt und machte die Existenz von Patriarchat und Rassismen »unsichtbar«. Sie trennte Kämpfe in Haupt- und Nebenwidersprüche und stülpte der Welt ein weißes, eurozentristisches Raster über. Ereignisse wie der 1. Mai 1987 in West-Berlin mit seiner aktiven Zusammensetzung von Kiezarmut, türkischen Jugendlichen beiderlei Geschlechts und Autonomen, der Rheinhausen-Streik 87/88 und die autonomen Nicht-Reaktionen darauf sorgten zwar für Anstöße. Größere Konsequenzen in der autonomen Theorie und Praxis blieben aber aus. Selbst die Kampagne zum IWF-Gipfel im Herbst 1988 hatte außer der plakativen Erwähnung von Patriarchat und Rassismus in Texten und Flugblättern wenig wirkliche Folgen.

Die sexistischen Binnenstrukturen der Linken, die durch das Bekanntwerden häufiger Angriffe auf Frauen nicht mehr geleugnet werden können, die eher schwache linke Reaktion auf die staatliche Hetze gegen »Asylantenfluten« (abgesehen von wenigen Ausnahmen wie der RZ-Kampagne »Freies Fluten«) sowie aktuell die traditionell und defensiv bleibende Thematisierung von wachsenden, sich nicht mehr nur verbal äußernden Rassismen im Einigvaterlandstaumel spiegeln das etwas wider. Auf der Suche nach einer radikalen Kritik dieser globalen und lokalen Gewalt- und Ausbeutungsverhältnisse war in der Theorie der BRD-Linken wenig zu finden. Die Bedeutung von Kapitalismus/Imperialismus, Patriarchat, Rassismen und der Zusammenhang zwischen allen wird von ihr noch eher nebenbei und formal behandelt.

Viel weiter sind feministische Genossinnen und Schwarze - besonders Schwarze Frauen - was selbstverständlich kein Zufall ist. Die Betonung einer »triple oppression«, einer dreifachen Unterdrückung durch Kapital, Patriarchat und Rassismen ist in der »militant left« Englands, Amerikas und im Trikont kräftig vernehmbar. (Gelegentlich wird zur Kennzeichnung der metropolitanen Ausbeutung des Trikont »Imperialismus« als vierte Unterdrückung hinzugenommen, »triple oppression« aber doch als feststehender Begriff beibehalten.)

Je länger du dich mit der dreifachen Unterdrückung auseinandersetzt, desto sichtbarer werden ihre Elemente und Wechselwirkungen in Theorien, Geschichte, Alltag und linker (Nicht-)Praxis. Diesen Erkenntnisprozeß will dieses Papier auch rüberbringen.

»Wenn wir von Befreiungskampf sprechen, meinen wir den Kampf gegen alle diese drei Arten von Unterdrückung. Wir sprechen nicht von drei verschiedenen Stadien oder drei verschiedenen Kämpfen; nein, wir sprechen von einem einzigen Kampf! Ich sagte bereits, daß Freiheit unteilbar ist. Du kannst dich nicht frei nennen, solange noch die eine oder die andere dieser Unterdrückungsformen weiterbesteht.« (Neville

Alexander)

Die BRD-Linke ist privilegiert: Je männlicher und je weißer und je weniger auf den Verkauf von Arbeitskraft angewiesen, desto mehr. Privilegien machen blind. Blind für Wirklichkeiten außerhalb der eigenen Erfahrungen und gängigen Bewußtheiten. So müssen Typen vieles erst von feministischen Genossinnen lernen, und alle ähnlich viel aus Texten von Schwarzen. Antisexistisch und antirassistisch ist ein Linker ja eh - aber eben nur »eh« und selten mit bewußtseinsmäßigen und praktischen Konsequenzen. (»Eh« heißt meist auch, daß ein Linker sich nicht mehr speziell damit auseinandersetzt, weil er meint, in diesen Hinsichten ja gar nicht Täter sein zu können. Im »Privaten« schon gar nicht.)

Verhältnisse, in denen du privilegierter Teil bist, sind nicht ohne eigenen Machtverlust revolutionierbar - das ist der Ausgangspunkt.

Die autonome Linke und ihre Theorie ist in solch einem Zustand der Beliebigkeit und des Utopienmangels, ihre Praxis oft so voll von stillen oder handfesten Sexismen, von Rassismen und von »weißen Flecken«, daß die Diskussion der »triple oppression« nur gut sein kann. Der Mangel an Utopien ist der Mangel an Vorstellungen von etwas, für das es sich zu kämpfen lohnt und von dem, was erreicht werden muß. Utopien auf die Möglichkeiten des unmittelbaren Umfeldes zurückzuschrauben, läßt Fragen der Macht und der aufzubauenden Gegenmacht zu reinen Tagesaufgaben werden. Langfristige Mobilisierung ist aber nur möglich mit Zielen von Befreiung vor Augen, die über die aktuelle (eigene) Lebenssituation hinausreichen.

Eine der härtesten Lektionen, die wir zu lernen hatten, war, daß revolutionärer Kampf eher wissenschaftlich (scientific) als emotional ist. Ich sage nicht, daß wir nichts fühlen sollten, aber Entscheidungen können nicht auf Liebe oder Wut basieren. Sie müssen sich begründen auf den objektiven Bedingungen und danach richten, was rational und emotional (notwendig) zu tun ist.

(Assata Shakur)

Nach dieser Einleitung geht's um den alten Klassenbegriff und seine Grenzen; damit begann die Diskussion auch einmal. Danach eine Definition von Rassismen und deren Beziehungen zu Klassenkämpfen und Patriarchat. Patriarchat und seine feministische Kritik und deren Beziehung zu Klassenkämpfen folgen. Als besonderer Abschnitt dann längere Zitate aus Texten Schwarzer Frauen; als konkreter Bezug auf BRD-Verhältnisse Auszüge aus einer Kritik einer philippinischen Frau an der bundesdeutschen Frauenbewegung. Beide bekommen so viel Raum, weil sie wichtig und authentisch sind. Im Anschluß eher Trocken-Theoretisches zur »triple oppression«. Dann ein Exkurs zum NS-Faschismus und dem Widerstand der KPD. Danach ein längeres Kapitel mit Kritik an autonomer Theorie und Praxis, gefolgt von ein paar Vorschlägen. Als Anhang eine teilweise kommentierte Literaturliste; die werden alle brauchen, die die »triple oppression« genauer studieren wollen.

Bei diesem komplexen Thema ist es unvermeidlich, daß sich im Text Überschneidungen über verschiedene Kapitel hinweg ergeben. Sie ergänzen sich aber auch. Also bitte nichts aus dem Kontext des Papiers herausreißen.

Vorab noch ein paar Begriffsdefinitionen:

Klassenkämpfe - als Kämpfe gegen kapitalistische Ausbeutung, getragen von (Lohn-) ArbeiterInnen und denen, die sich mit ihnen solidarisieren.

Antipatriarchalische Kämpfe - getragen von Frauen und denen, die sich mit ihnen solidarisieren.

Antirassistische Kämpfe - getragen von Schwarzen und denen, die sich mit ihnen solidarisieren.

(»Schwarz« als politischer Begriff für all die, die weißen Rassismen ausgesetzt sind.)

Antiimperialistische Kämpfe - getragen von trikontinentalen Bewegungen und denen, die sich mit ihnen solidarisieren.

Daß diese Kämpfe in der Realität nicht so sauber zu trennen sind, wird gleich noch Thema sein.

Diese Definitionen sind so aber richtig und wichtig, weil gerade die Diskussion der »triple oppression« sich im Kreise drehen würde, wenn sie in unklare Begriffe gezwängt bzw. mit unklaren Begriffen geführt wird.

II.

»Was ist heute die arbeitende Klasse?
Welches Geschlecht hat sie? Und welche Hautfarbe?«
(Paul Gilroy)

Diese Fragen zielen als Kritik auf einen Klassenbegriff, der behauptet, alle Kämpfe erklären und auf einen Hauptwiderspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital zurückführen zu können und der damit die Arbeiterklasse zum revolutionären Subjekt bestimmt. Dieses traditionelle linke Konzept läßt keinen Raum für die historisch-authentischen Unterdrückungen von Frauen und Schwarzen und für qualitative, materielle Unterschiede zwischen Metropole und Trikont. Es läßt auch keinen Platz für kollektive Gegenwehr - in diesen Dimensionen; es ist patriarchalisch und weiß-eurozentristisch. Die marxistische Theorie ist unverzichtbar zur Erkenntnis kapitalistischer Ausbeutung und zur Entschlüsselung der Kämpfe, die sich entlang des Widerspruchs zwischen Kapital und Lohnarbeit abspielen. Die Klassenanalyse, die aus diesem (ökonomischen) Widerspruch heraus die Arbeiterklasse als den alleinigen Träger revolutionärer Prozesse nennt, ist unzulänglich, da sie Patriarchat und Rassismen als Nebenwidersprüche sieht und damit ihr politisches und gesellschaftliches Gewicht verkennt. Indem sie die Bedeutung von rassistischer und sexistischer Unterdrückung herunterspielt oder sie bestenfalls als Spaltungsmechanismen des Kapitals analysiert und sie damit ausschließlich an dessen Existenz bindet, fehlt ihr im politisch-praktischen Prozeß das, was gesellschaftlicher Umsturz verspricht und die Mobilisierung der dazu notwendigen Gegenmacht auszulösen vermag: die Aussicht auf Befreiung von jeglicher Unterdrückung und Ausbeutung.

Revolutionäre Absichten und revolutionäres Verhalten lassen sich nicht ökonomistisch aus der Stellung im Produktionsprozeß ableiten (womit nicht behauptet werden soll, die ökonomische bzw. gesellschaftliche Position im Klassenverhältnis sei kein Kriterium). Revolutionäre Bewegungen haben sich immer in erkämpften und erlittenen Erfahrungen, bewußter Verarbeitung und organisatorischer Erhaltung formiert. Darin liegt auch die Aufgabe der Linken.

Dies ist kein »Abschied vom Proletariat«, aber die Feststellung, daß Klassenkämpfe nicht nur von der männlichen, weißen Arbeiterklasse in den Metropolen gemacht werden und daß in Frontstellung zum Imperialismus, zum Patriarchat und zu Rassismen ebenso wichtige Widersprüche und Kämpfe existieren. Allen diesen Kämpfen liegen historische und strukturell verankerte Gewaltverhältnisse zugrunde, die gleichzeitig und in wechselseitiger Durchdringung und gegenseitiger Stabilisierung vorhanden sind.

Eine Theorie, die all diese Kämpfe sowohl erfaßt (bzw. erst einmal in die Lage versetzt, sie zu erkennen) als auch die objektiven Bedingungen feststellt, die diesen Kämpfen Ursachen und Grenzen geben, hat die (autonome) Linke nicht. Ebenso wenig einen Begriff von den gesellschaftlichen AkteurInnen, die die objektive Macht haben (können), die herrschende Ordnung umzuwälzen. Wer diese Frage vernachlässigt, klärt nicht, wie diese Herrschaft mit ihren ideologischen Schützengräben, produktiven Reichtumsquellen und ihrer militärischen Macht jemals erschüttert werden soll. Getrennt von objektiv vorhandener Macht bleibt revolutionäres Wollen ziemlich folgenlos.

Den Begriff Arbeiterklasse durch (Unter-)Klasse(n) zu ersetzen, ist kein Fortschritt. Entweder wird (Unter)Klasse(n) ökonomistisch definiert und erklärt auch nicht, wieso speziell aus dieser materiellen Lage heraus revolutionäre Kampfbereitschaft entstehen soll; oder (Unter-)Klasse(n) wird einfach auf alle, die kämpfen, angewendet, und das verschleiern dann deren unterschiedliche Klassenlage, deren Geschlecht, deren Nationalitäten und »Rasse« sowie das unterschiedliche Spektrum an Kampfmotiven.

(Die alte Verelendungstheorie, die Revolution aus Hunger erwachsen sah, ist historisch widerlegt. Und dennoch schwirren Versatzstücke von ihr auch heute in autonomen Vorstellungen herum: Wer arm ist, kämpft, ist quasi automatisch revolutionär. Sie verkennen, daß Marginalisierung primär andere, existenzielle Probleme hervorbringt, die real wenig Raum lassen für die Verwirklichung der Träume von einem besseren Leben.) Wenn sogar trikontinentale Aufständische und BRD-Unterklassen zu einem einzigen Weltproletariat zusammengeschrieben werden, wenn

Gleichzeitigkeiten von Riots in Sao Paulo, Gaza, Seoul, Brixton oder Kreuzberg zu Gemeinsamkeiten hochstilisiert werden, dann dient das zwar einem runden Weltbild, ist aber dennoch eine Abstraktion übelster Art. Trotz des zunehmenden relativen Elends der Metropolenarmut ist sie qualitativ verschieden vom Massenhungertod im Trikont und fallenden Bomben »made in USA«. Die Situation zwischen Metropolen und Trikont und deren Hinnahme durch die Masse der metropolitanen ArbeiterInnen kennzeichnet nicht nur eine (nebenwidersprüchliche) Spaltung des behaupteten Weltproletariats, sondern sie beweist seine Inexistenz.

Weiter mit den Fragen nach dem Geschlecht und der Hautfarbe der arbeitenden Klasse: Im Begriff Arbeiterklasse ist das weibliche Geschlecht unsichtbar gemacht. Arbeiterinnen werden durch Vernachlässigung ihrer zusätzlichen Rolle als Haus/Ehefrau auf das Lohnarbeitsverhältnis reduziert. Die zusätzliche Ausbeutung durch den (Arbeiter-) Mann verschwindet in einer von Marxisten/Leninisten oft propagierten »Proletarischen Familie«. Der der Arbeiterklasse zugrundeliegende Begriff von Arbeit ist auf die des Lohnarbeiters zugeschnitten. Die Bereiche der gesellschaftlichen Produktion, in denen hauptsächlich Frauen - besonders trikontinentale - arbeiten, fallen unter den Tisch. Die ganze geschlechtliche Arbeitsteilung und deren enormer Wert für Kapital und Männer verliert sich als quasi naturgegebene Quelle im Reproduktionsbereich, dem dann keine revolutionäre Sprengkraft zugerechnet wurde.

Daß Frauenunterdrückung kein Nebenwiderspruch sein kann, der mit der Überwindung des »Hauptwiderspruchs«, dem »Sieg des Proletariats« von selbst verschwindet, beweist alleine schon die von Arbeiterklassenmännern genauso wie in allen anderen Klassen ausgeübte Gewalt gegen Frauen. Die historische Hartnäckigkeit dieses Gewaltverhältnisses und die Blindheit der Arbeiterbewegung und ihrer Theoretiker ihm gegenüber sprechen klar gegen die alte linke Annahme, die Frauen könnten durch den Kampf der Arbeiterklasse befreit werden. Die Frage nach der Hautfarbe der arbeitenden Klasse entblößt eine weitere unzutreffende Zuweisung an die Arbeiterklasse als angeblichem Vertreter aller Unterdrückten.

Um Rassismen geht es ausführlicher im nächsten Abschnitt und im Exkurs zum Nationalsozialismus (NS) um die rassistische Spaltung von ArbeiterInnen in ihrer besonderen Brutalität.

Hier nur einige Punkte zur Bedeutung der »Hautfarbe« bei ArbeiterInnen: »Rassen«- und Nationalitätenunterschiede sind zugleich Unterschiede in der Ausbeutungsintensität. Falls die ImmigrantInnen nicht auch Kämpfe importieren - was oft genug der Fall war - rentiert sich diese rassistische Klassenspaltung für das Kapital, weil sie als Individuum stärker ausgebeutet werden können, weil sie als Schicht insgesamt eine variable Reservearmee darstellen und weil ihrem Herkunftsland die gesellschaftlichen Kosten ihrer Arbeitskrafttherstellung und evtl. - ausbildung nicht bezahlt werden müssen.

Zur aktuellen Zusammensetzung der Klasse, die eher eine Klassenzerstückelung ist, ein Zitat: »Mit dieser 'freiwilligen' multinationalen Zusammensetzung der Arbeitskräfte (ImmigrantInnen aus Osteuropa, der EG und dem Süden, Anm.) in der BRD seit Kriegsende wurde das blutige, auf unmittelbarer militärischer Gewalt begründete Modell des differenzierten Rassismus der Nazis entschärft und auf »saubere« Art und Weise durchgesetzt:

- Die Spitze bilden die gehobenen Weiße-Kragen-Jobs (Forschung, Konstruktion, Verwaltung) mit deutscher überwiegend männlicher Arbeitskraft
- Es folgen die Meister (sie sind überwiegend männlich und deutsch)
- Dann die Facharbeiter und Vorarbeiter in den Fabriken; sie setzen sich zusammen aus deutschen Männern und der obersten Sprosse der ausländischen Arbeitskräftehierarchie, nämlich Italienern, Spaniern, Jugoslawen, ebenfalls männlichen Geschlechts
- Darunter kommen die Türken, Marokkaner und die ausländischen Frauen insgesamt (in der industriellen Massenarbeit und im Dienstleistungssektor)
- Ganz unten die Flüchtlinge beiderlei Geschlechts«

(aus einem Flugblatt der 'Aktionsgruppe Günter Sare' vom Sommer 1989)

Damit wäre die vom Kapital installierte rassistische (und sexistische) Spaltung des Arbeitsmarktes grob skizziert. Das ist die eine Seite. Mit ihr ist noch nicht ausgedrückt, daß Rassismen in der ArbeiterInnenklasse selbst real existieren. Die funktionierende (!) rassistische Spaltung der arbeitenden Klasse - im NS-Faschismus bis hin zur stumm tolerierten oder gar begünstigten

Vernichtung von KlassengenossInnen, stellt noch einen schwerwiegenden Grund gegen die Annahme der einen, alle befreienden Arbeiterklasse dar.

Nach den internationalen Widersprüchen und nach den arbeitenden Frauen würden auch noch die Privilegien der weißen Arbeiterklasse und die wegen ihrer »Rasse« und Nationalität ermordeten ArbeiterInnen unsichtbar werden.

III.

Es ist der Rassist, der die Minderwertigen schafft. (Fanon)
Rassismen, die inzestuösen Kinder von Patriarchat und Kapital
(Pratibha Parmar)

Die Rassismen sind zur Selbständigkeit herangewachsen. Ihnen hat viel Aufmerksamkeit und genaueste Beachtung zu gelten.

Es gibt nur eine Rasse: die menschliche.

»Rassen« sind eine Konstruktion, bei der soziale und kulturelle Unterschiede in angeblich biologisch bedingte Wesenseigenschaften übersetzt werden. »Rasse« ist eine offene Kategorie, die in der Geschichte unterschiedlich gefüllt wurde. Deshalb ist es besser, von Rassismen anstatt von Rassismus zu sprechen. (Biologisch-genetisch sind übrigens die Unterschiede zwischen Weißen genauso zahlreich und groß wie zwischen Schwarzen und Weißen und wie zwischen Schwarzen.) Allen Rassismen gemeinsam ist, daß den Opfern ein Platz auf der Werteskala unterhalb des eigenen zugewiesen wird, und sie dort als »von Natur aus Minderwertige« bleiben sollen. »Natur« meint: geschichtslos und auf Ewigkeiten festgeschrieben. Rassismen versuchen über »Abstammung« und »Reinheit des Blutes« Identitäten quer zu den Klassenlagen und auch quer zu den Geschlechtern herzustellen. Real ist nicht die Existenz von »Rassen«, sondern die Existenz von Rassismen.

»Es gibt nicht den geringsten logischen Grund, von der Tatsache rassistischer Vorurteile auf das Vorhandensein von »Rasse« oder »ethnischer Gruppe« zu schließen. Muß es, weil eine große Zahl von Menschen an Geister glaubt und sich daher so verhält, als gäbe sie es wirklich, z.B. nachts Friedhöfe meidet, Geister geben?« (Neville Alexander, 128) Damit sind zwei wesentliche Prozesse benannt, auf denen die Konservierung und Fortentwicklung von Rassismen basiert:

- Physische Charakteristika werden mit sozialen und kulturellen Unterschieden in eine kausale Verbindung gestellt. Diese sozialen und kulturellen Tatsachen werden dadurch naturalisiert und damit als allgemeingültig interpretiert.

- Rassismen sind eine authentische Form, die eigene untergeordnete Stellung innerhalb eines Macht- und Ausbeutungsgefüges zu leben. Sie werden immer wieder neu ideologisch - und materiell - genährt und sind mehr als »falsches Bewußtsein«:

»Wir müssen begreifen lernen, wie Gruppen, die von den Reichtümern der Wohlstandsgesellschaft ausgeschlossen sind, die aber gleichwohl zur Nation gehören, sich mit ihr identifizieren wollen, im Rassismus eine authentische Form der Identitätsgewinnung und des Selbstbewußtseins finden.« (Hall)

Rassismen nur als »Schein«, nur als Machenschaften und Einredungen der Herrschenden anzusehen, verkennt ihre Popularität und ihre materiell wirksamen jahrhundertealten Traditionen. Rassismen sind zu Strukturen geworden, die sich nicht auf andere soziale Verhältnisse reduzieren lassen. Sie lassen sich auch nicht völlig ableiten aus anderen sozialen Verhältnissen, sie haben eine relative Autonomie gegenüber Patriarchat und Klassenherrschaft. Eine getrennte Analyse von »Rasse« und Klassenkampf kann z.B. rassistisch organisierten Kapitalismus/Imperialismus nicht erklären.

Als Gewaltverhältnisse prägen sich Rassismen bis in die Köpfe hinein. Sie »gerinnen« zu Vorstellungen, Haltungen und Emotionen. Es ist typisch, daß sich antirassistische Ansichten oft mit spontanen rassistischen Gefühlen paaren. Die Verinnerlichung von Gewaltverhältnissen bedeutet, daß Weiße, bildlich gesprochen, heute auf den Schultern ihrer sklavInnenhaltenden Vorfahren stehen - und Deutsche auf den Schultern der NS-Herrenmenschen. (Das gilt im Prinzip auch für die, die sich bewußt und militant davon absetzen!). Schwarze Frauen und Männer stehen aber vor ihren versklavten und ausgerotteten Vorfahren und JüdInnen oder PolInnen vor den im Holocaust Vernichteten.

»Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden.« (18. Brumaire, 1) Marx hätte genauer sagen können: auf dem der Überlebenden und deren Nachgeborenen.

Durch Zuschreibung bestimmter, angeblich biologisch-natürlicher Eigenschaften, Hierarchien und Ausbeutung zu legitimieren und festzuklopfen, ist ein übereinstimmender Mechanismus bei der Entstehung von Sexismen und Rassismen. Die im Mittelalter aufkommenden Rassismen entsprangen der Verfolgung aller, die den kirchlichen Normen nicht entsprachen und auch nicht entsprechen wollten: Kreuzzüge gegen Heiden, Pogrome gegen jüdische Gemeinden, gegen KetzerInnen und die lange Kette der Hexenverfolgungen.

Mit der Eroberung Amerikas und Afrikas stellte sich für die Kolonisatoren das Problem, dort eine loyale Herrschaft zu etablieren. Um Kolonisierte zuverlässig vom Zugang zur Macht auszuschließen - so fähig und reich sie auch werden sollten - griff man auf die »Reinheit des Adels«, also auf die »Reinheit des Blutes« zurück. Die Macht blieb auf diese Art weiß, also in der Hand der europäischen Mächte. Das aufkommende Bürgertum mit seiner naturwissenschaftlich determinierten »Aufklärung« griff bei Rassismen auf entsprechende »Begründungen« zurück. Ein Forscher behauptete z.B. Neger entsprängen einer Verbindung zwischen Affen und Frau (!). Und Voltaire, der in Schulbüchern immer viel netter wirkt, meinte: »Es gibt in jeder Menschenrasse wie bei Pflanzen ein Prinzip, das sie differenziert. Deshalb sind Neger Sklaven der anderen Menschen.«

In den Nationalstaaten des 19. und 20. Jahrhunderts wurden diese groben Rassismen verändert zu »Volkscharakteren«. »Gallische« Franzosen gegen »germanische« Deutsche usw. In der Kriegshetze des 1. Weltkriegs spielte dieser Wahnsinn eine wichtige Rolle. In derselben Zeitspanne bekam der koloniale Rassismus eine »humane« Seite, die den »Negern« die Segnungen der deutschen, französischen, englischen usw. Zivilisation nahebringen sollte. »Wir werden bestimmte Methoden der Unterwerfung der Wilden verurteilen und bekämpfen, aber nicht, daß man Wilde unterwirft und ihnen gegenüber das Recht der höheren Kultur geltend macht.« (SPD-Theoretiker Bernstein)

Ansonsten blieb es bei Peitsche und Kanonenbooten gegen die Schwarzen, denen es nicht gefiel, ihre Freiheit und ihr Land gegen »höhere Kultur« einzutauschen.

Antisemitismus ist ein besonderer Rassismus. In einem wichtigen Punkt wird das Muster aller anderen Rassismen durchbrochen: JüdInnen sind gerade das Gegenteil der üblichen »Rasse«-Konstruktion, da sie keinerlei gemeinsame äußerliche Merkmale aufweisen, die sie von ihrer gesellschaftlichen Umgebung unterscheiden. (Und die sind ja der Aufhänger aller anderen rassistischen Konstruktionen.)

JüdInnen »werden in ihrer konfessionellen Persönlichkeit, in ihrer Geschichte, in den Beziehungen getroffen, die sie mit ihren Vorfahren unterhalten« (Fanon). Für AntisemitInnen stellt die Assimilierung und »rassistische« Merkmalllosigkeit eine besonders perfide Gefahr für die »Reinheit der Rasse« dar. Schon die Judenghettos waren Produkt dieses antisemitischen Rassismus, der seine Opfer erst durch räumliche Einschließung und dann durch den gelben Stern mit Kennzeichen ausstatten mußte!

(Angebliche Merkmale eines »jüdischen Aussehens« waren nur propagandistische Konstruktionen - die allerdings den jüdischen Menschen, deren Äußeres diesen zufällig entsprach, noch zusätzliche Schwierigkeiten bereiteten.)

Für alle rassistischen Absichten »eignen« sich JüdInnen als Opfer besonders, weil nicht mal für das »gesunde Volksempfinden« eine »Verschwörung der Neger gegen Deutschland« oder eine »negerbolschewistische Verschwörung« plausibel geklungen hätte. Aber ein paar JüdInnen in der KPD, im Ausland oder gar in Moskau, die ließen sich schon (er-)finden. Es ist dabei völlig egal, ob die Propagandisten dieser Hetze selbst an sie glauben. Sie war massenwirksam und mitursächlich für den Holocaust.

Antizionismus, das sei kurz erwähnt, ist eine politische Kategorie, keine rassistische. Pointiert ausgedrückt: »In der BRD gibt es weit mehr glühende leidenschaftliche Zionisten als Juden, besonders in den staatstragenden Parteien.« So die von JüdInnen gemachte Zeitschrift »Semit« 2/90 im Rückblick auf Strauß, Adenauer und Springer.

Die Wirksamkeit von Rassismen gerade bei sozial deklassierten Weißen läßt sich z.T. durch Konkurrenzdenken erklären. (Für Reiche sind ImmigrantInnen keine ökonomische Konkurrenz, sie wohnen eh in anderen Vierteln; Reiche können sich Liberalität im Wortsinne besser leisten.) Je weniger linke Alternativen vorhanden sind, je schwächer Frauenbewegung und AntirassistInnen sind, desto mehr kann Deklassierung sich in Frauenhaß und Rassismus austoben. Auf der Basis von real existierenden rassistischen Mustern führt Deklassierung nicht zur Solidarisierung gegen die Herrschaft, sondern zu einem patriarchalisch vorgeprägten Treten nach unten. Dies ist ein Ansatz, die »konjunkturelle« Entwicklung von Rassismen und Sexismen zu verstehen. Er beinhaltet jedoch keineswegs die Zurückweisung der (eigenen) Verantwortung für die Entscheidung zwischen Rebellion und Treten nach unten. Noch weniger soll er den Eindruck erwecken, Rassismen und Sexismen könnten allein durch den gesellschaftlichen Druck einer starken bzw. stärkeren Linken aus der Welt geschafft werden. Sie existieren ständig, latent oder offen. D.h., mit und in der Linken muß gegen sie gekämpft werden; auch zu Zeiten, in denen sie weniger offen wirksam sind. (Was weder 1968 noch 80/81 getan wurde!)

Wie schon gesagt, ist »Rasse« (ursprünglich) nur eine Konstruktion zu rassistischen Zwecken. Die Zuschreibung einer »Rasse« ist die Zuschreibung einer Position: herrschend oder beherrscht. »Rasse« ist ein (zusätzlicher) Faktor zur Stabilisierung ungleicher politischer, ökonomischer und patriarchalischer Verhältnisse.

Sie ist aber auch, weil diese Zuschreibung als Lebenserfahrung sehr real verspürbar ist, als »Rassenbewußtsein« von Schwarzen aufgenommen und umgedreht worden gegen die innere und äußere Kolonisation. »Rasse« wird dann zur Klammer für die Organisation von Widerstand gegen rassistische Unterdrückung. (Die Black Panther Party oder das Black Consciousness Movement sind wichtige Beispiele dafür.) Klassenunterdrückung und staatliche Gewalt werden als »Rassenbeziehung« erlebt und der Kampf gegen sie verläuft unvermeidlich ziemlich genau entlang der Grenze »weiß und schwarz«.

Dies etwa als Rassismus unter Rassismen zu verstehen, würde die unterschiedlichen Ausgangspunkte leugnen: Weiße Rassismen dienen der Aufrechterhaltung der imperialistischen Ordnung. Sie haben eine lange und blutige Geschichte. Generationen von Weißen haben in unterschiedlichem Ausmaß davon profitiert. Siedlerstaaten wie die USA, Israel, Südafrika, Nordirland haben durch institutionalisierte Rassismen und der Teilhabe an Eroberungen und Positionen die gesamte (weiße) SiedlerInnenbevölkerung, ArbeiterInnen eingeschlossen, profitieren lassen, wenn sich dagegen Widerstand entwickelt, sich Schwarzes Bewußtsein und Schwarze Organisationen konstituieren, von SklavInnenaufständen über Harlem bis Soweto, dann steht das in der Stoßrichtung gegen den imperialistischen Status Quo und gegen die weiße Geschichte. Von »Rassenbewußtsein« motivierte Kämpfe sind als Schwarze Kämpfe antirassistisch!

So lange wie nicht alle Rassismen besiegt sind, sind Organisationen um den Unterdrückungspol »Rasse« unverzichtbar:

»Es hieße, sich in strategischer und taktischer Hinsicht selbst entwaffnen, wollte man die Realität von Vorurteilen und wahrnehmbaren Unterschieden, gleich welchen Ursprungs, leugnen. Es würde unmöglich - vielleicht abgesehen von einigen tausend Studenten - eine Massenbewegung zu organisieren.«
(Neville Alexander, 54)

So sind Schwarze Befreiungsbewegungen im nationalen Unabhängigkeitskampf antiimperialistisch und antirassistisch, aber nicht unbedingt auch antikapitalistisch oder antipatriarchalisch. Fanon schreibt, daß nach einer langen Phase kolonialistischer und imperialistischer Ent-Identifikation der trikontinentale Nationalismus die einzige Möglichkeit ist, zu einer kollektiven Identität und praktischen Vereinigung der vordem gespaltenen Unterdrückten zu kommen. Das ist vermutlich wirklich unausweichlich, aber es steht in der Tradition des alten Stufenmodells, bei dem die nationale Befreiung vor der der Arbeiter und die vor der der Frauen kommen soll. Klassenkämpfe und Patriarchat existieren zunächst weiter, werden aber für das nationale Ziel »stillgelegt«. Diese »Stilllegung« ist aber nur eine *scheinbare*, von der Befreiungsbewegung im Programm festgelegte. Während die Arbeitermassen und die Frauen als KämpferInnen in der Befreiungsbewegung deutlich präsent sind, und das auch einen wichtigen Unterschied zu Kolonial- und Marionettenarmeen ausmacht, verschwinden sie nach dem nationalen Sieg wieder in der

aufzubauenden Wirtschaft des Landes bzw. wieder in den patriarchalischen Strukturen der Gesellschaft, die nun zum Nationalstaat geworden ist: der nationale Sieg selbst wird nicht unbedingt über eine sexistisch-reaktionäre Mobilisierung gemacht. Das Alte stürzt wirklich mit den Kämpfen der Frauen. Aber danach - wie im Iran - erfolgt der Rückschlag; der zweite Schlag der nationalen »Revolutionäre« trifft dann »fundamentalistisch« - oder stalinistisch - die Frauen. (siehe auch Mies, 225 ff.)

Selbstverständlich sind Schwarze nicht nur in aus Befreiungsbewegungen entstandenen Nationalstaaten in Klassen und Geschlechter getrennt. Diese Trennungen nehmen in jedem Fall andere Formen an als zwischen Weißen, da sie durch eine lange Geschichte erfahrener weißer Rassismen und im Widerstand gegen diese überdeterminiert worden sind.

Bei der Kritik des Begriffs Arbeiterklasse ging es schon um die patriarchalischen und rassistischen Dimensionen in Klassenkämpfen.

Daß Schwarze antirassistische Organisation und Theorie nicht unbedingt antikapitalistisch sein muß und erst recht nicht antipatriarchalisch, entspricht dem.

IV.

»Der Begriff Patriarchat ist von der neuen feministischen Bewegung als Kampfbegriff wiederentdeckt worden, weil die Bewegung einen Begriff brauchte, mit dem die Gesamtheit wie auch der systemische Charakter der unterdrückerischen und ausbeuterischen Verhältnisse ausgedrückt werden konnte, von denen Frauen betroffen sind. Patriarchat bezeichnet die historischen und gesellschaftlichen Dimensionen (...) und ist so weniger offen für biologistische Deutungen, im Gegensatz zum Begriff Männerherrschaft. Geschichtlich sind patriarchalische Systeme keine universellen, zeitlosen Systeme, die immer existiert haben. (...) Wenn das Patriarchat einen bestimmten Anfang in der Geschichte besaß, kann es auch ein Ende haben.«

(Mies, 55/56)

Das lange Zitat über diesem Abschnitt teilt die hier verwendete Definition des Begriffs Patriarchat mit und hat zudem den Grund, daß Orientierung antipatriarchalischer Kritik unvermeidlich von (feministischen) Frauen vorgegeben wird. Dieser Abschnitt bringt keine Darstellung der feministischen Theorie und Praxis. Beides füllt inzwischen Regale und Realität. Der Verweis auf die Bücherliste im Anhang ist da wirklich ernstgemeint: Mann lese, was frau schon lange interessiert und kennt.

Einige Aspekte aus der feministischen Theorie und Praxis seien aber stichwortartig in Erinnerung gerufen: Die Gewalt gegen Frauen wurde aus dem privaten Bereich geholt und als strukturelle quer durch alle anderen sozialen Verhältnisse entschleiert; der humanistische Menschheitsbegriff zerfiel als männliche Abstraktion in Frauen und Männer und machte Frauen sichtbar; der herrschende Naturbegriff in der Wissenschaft wurde seiner behaupteten Neutralität entrissen und die Subsumierung der Frau unter Natur zurückgewiesen; die gesamte Philosophie inklusive der linken Denker als auf patriarchalen Prämissen beruhend kritisiert; die Aufdeckung des Zusammenhangs von Sexualität und Herrschaft; die Kritik aller Dichotomien (Zwei-Spaltungen) wie Körper/Geist, Natur/Mensch(Mann); die Kritik des Arbeitsbegriffs wie gesagt; die Bedeutung der Hausfrauenarbeit und der Subsistenzproduktion im Trikont durch Frauen; die Forderung nach Selbstbestimmung über den eigenen Körper gegen alle Reproduktionstechnologie oder § 218; und als letztes Beispiel hier noch: der generelle Nachweis, daß trotz aller Klassen- und »Rassen«-Hierarchien jeder Mann vom System die Kontrolle über zumindest eine Frau zugesprochen bekommt und es seine Verantwortung ausmacht, dies zurückzuweisen. Viele dieser Kritiken und erst recht die damit verbundene Praxis (dazu im VII. Kapitel noch etwas) richten sich direkt gegen die traditionelle und die autonome Linke, da sie deren theoretische Voraussetzungen, Binnenstrukturen und auch deren Utopien (be-)treffen. (auch dazu in VII. noch weiteres)

Noch etwas genauer zur Gewalt gegen Frauen:

»Ich glaube, die Bedeutung von sexueller und physischer (psychische ist noch mal was anderes, weil deren Wirksamkeit oft an diese beiden gebunden ist) Gewalt gegen Frauen ist - auch von uns

selbst - in seiner ganzen - gesellschaftlichen Dimension noch nicht begriffen worden. Viel zu wenig haben wir deshalb (?) erfaßt und richtig durchdacht, was es wohl an Veränderung beinhaltet, daß zwar nur langsam, aber doch, Stück für Stück immer mehr an das sog. Licht der Öffentlichkeit kommt, auch wenn die Schwierigkeiten, Lösungen zu finden wegen des individuellen Charakters der Mißhandlung groß sind. Sexueller Mißbrauch als kleines Mädchen und Vergewaltigung, davon sind nicht einzelne Mädchen und Frauen betroffen, sondern Millionen. Gerade die Mißhandlung in der Kindheit ist - wie sich allmählich abzeichnet - ein Massenphänomen und zwar weltweit. Und wir können deshalb davon sprechen, daß dieses Phänomen die gesellschaftliche Rolle von Frauen prägt. Wer sich kundig gemacht hat, die/der ahnt zumindest, welche schrecklichen v.a. unbewußten Folgen für die Rollenconditionierung die (sexuelle) Gewalt in der Kindheit hat. Es ist für dein weiteres Leben als Frau ein Faktor, der immer eine Rolle spielt.« (aus einem Brief einer MitdiskutantIn).

Das Patriarchat existiert, wie eingangs definiert, nicht im luftleeren sozial-ökonomischen Raum. Es steht mit den anderen Unterdrückungen in Beziehung und in einer gemeinsamen Geschichte gegenseitiger Stabilisierung.

So kann es unter den Bedingungen der Klassengesellschaft die Frauen als abstrakte Wesen jenseits der Klassen, denen sie angehören, nicht geben. Die Formen der Frauenunterdrückung - und des Widerstands dagegen! - sind verschieden; bei der Bürgerin ist es eine andere als bei ihrer Putzfrau; bei der eine andere als bei einer Sweat-Shop-Näherin in Malaysia oder bei einer afrikanischen Subsistenzbäuerin. Auch die historische Spaltung in eine bürgerliche und eine proletarische Frauenbewegung folgte u.a. entsprechenden Klassenlagen. Beiden fehlte aber im Unterschied zur neuen Frauenbewegung eine feministische Theorie und wirkliche Autonomie. Die eine war oft gebunden an staatliche Reformpolitik und die andere bekam z.B. 1935 von der Kommunistischen Internationalen noch bescheinigt, daß es keine besondere Frauenfrage gäbe.

Heutige Auseinandersetzungen zwischen linken Feministinnen und kulturellen Feministinnen spiegeln z.T. auch verschiedene Klassenlagen und -bezüge wider. (Lynne Segals Buch darüber wird im Anhang etwas rezensiert und empfohlen.)

»Die Unterdrückung der Frauen kennt weder ethnische noch rassische Grenzen, das ist richtig, aber das bedeutet nicht, daß sie innerhalb dieser Grenzen identisch ist. Und die Reservoirs unserer alten Macht kennen ebenfalls diese Grenzen nicht, sich mit dem einen zu beschäftigen, ohne das andere auch nur zu erwähnen, heißt, unsere Gemeinsamkeiten ebenso zu verkennen wie unsere Unterschiede.«
(Audre Lorde)

»Es gibt den universellen patriarchalen Rahmen nicht... es sei denn, jemand postuliert eine internationale männliche Verschwörung oder eine monolithische unhistorische Machthierarchie. Es gibt jedoch ein weltweites Machtgefüge, innerhalb dessen jede Analyse von Kultur, Ideologie und sozio-ökonomischen Bedingungen notwendigerweise angesiedelt werden muß.«
(Chandra Talpade Mohanty)

Im Papier wurde schon neben Beispielen für die patriarchalische und rassistische Dimension kapitalistischer Ausbeutung die Durchdringung von Rassismen durch Klassenlage und -kämpfe erwähnt. Um die Dimension der Klassenunterschiede in der patriarchalischen Unterdrückung ging es eben.

Jetzt fehlt noch die Frage nach der Bedeutung von Rassismen - und Eurozentrismus - im Patriarchat.

Die Diskussion von Schwarzen und weißen Feministinnen darüber griff erst während der Zeit, in der die dem Papier zugrundeliegende Diskussion schon lief, auf die BRD-Frauenbewegung über. Daß sie überall zuerst in Frauenzusammenhängen geführt wird - und das heftig - ist sicher kein Zufall. Linke Männer haben vergleichsweise schwerere Angriffe oder Themen hingegen abgeblockt oder ausgesessen. Dabei betrifft gerade sie die Kritik, eurozentristisch/rassistisch zu sein ohne jede Einschränkung und zwar zusätzlich zur Kritik an ihren patriarchalischen Privilegien.

Die Kritik Schwarzer Feministinnen ist ganz wesentlich für die triple oppression - sie ist ja auch in gewisser Weise die Summe ihrer Erfahrungen. Ihre Kritik greift von einem feministischen

Standpunkt aus Rassismen an und berücksichtigt auch die Klassenunterschiede und die Widersprüche zwischen Metropole und Trikont sowie deren Wahrnehmung und Verarbeitung. Vor kurzem ist als Nr. 27 der 'Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis' ein Sammelband erschienen, der diese Kritik Schwarzer Feministinnen zusammenfaßt. In der Diskussion, aus der dieses Papier hervorgeht, spielten aber etwas ältere Texte u.a. aus England eine Schlüsselrolle und die sollen deshalb ausführlich zitiert werden. Sie sprechen ohnehin für sich.

Ein in deutscher Sprache erschienenes Zitat zu Beginn:

»Zwei Drittel der Menschheit sind farbig, das müssen weiße Feministinnen sich bewußt machen. Sie müssen sich die Bedingungen ansehen, unter denen Menschen leben und über Machtverhältnisse sprechen. Wer hat die Macht, Unterdrückung durchzusetzen? In welcher Position befinden sich farbige Frauen? Jede unterdrückte Gruppe muß ihren Weg zur Befreiung selbst beschreiten und definieren.

Aber weiße Feministinnen sollen erkennen, daß sie einen Teil des ökonomischen, kulturellen Imperialismus und einer ethnozentristischen Sichtweise bilden und häufig meinen, ihr Intellekt stünde über dem anderer Bevölkerungsgruppen. Wieviele der weißen Feministinnen wären bereit, die intellektuelle Führung von afrikanischen Frauen zu akzeptieren? Wie können Frauen über irgendeine andere Art Freiheit sprechen, ohne nach Südafrika zu blicken? Feminismus muß sich mit Imperialismus, mit Fragen von Landrechten, den Maoris, den Native Americans, den Schwarzen Frauen in Südafrika befassen - sonst ist es ein kurzsichtiger Feminismus ohne globale Vision.«
(Gloria Joseph, Interview in TAZ v. 29.2.1988)

»Es wird behauptet, daß Rassismus und Sexismus als Prozesse ähnlich sind. Ideologisch z.B. werden beide durch Rückgriff auf natürliche und biologische Unterschiede konstruiert. Es wird auch gesagt, daß die Begriffe »Rasse« und Geschlecht beide soziale Kategorien darstellen. Aber sobald eine historische Analyse gemacht wird, wird es offensichtlich, daß die beiden Sachen verschieden sind und auch die Analyse unterschiedlich sein muß.

Die Tatsache, daß Schwarze Frauen gleichzeitig von Patriarchat, Rassismus und Klassenherrschaft unterdrückt werden, ist der Hauptgrund dafür, nicht Parallelen einzuführen, die die dreifache Unterdrückung unsichtbar machen würden.

Wir können keine alleinige Quelle von Unterdrückung festlegen. Wenn weiße Feministinnen das Patriarchat alleine bestimmen, wollen wir ein komplexeres Konzept. Wir finden es auch schwierig, Klassenzugehörigkeit vom Sexismus zu trennen, da wir beides gleichzeitig erfahren in unserem Leben. Als Schwarze Frauen sind wir notwendigerweise solidarisch mit Schwarzen Männern gegen den Rassismus. Eine Solidarität, die weiße Frauen mit weißen Männern selbstverständlich nicht haben können. Wir kämpfen zusammen mit Schwarzen Männern gegen Rassismus - aber genauso gegen ihren Sexismus. (...)

Die weiße feministische Theorie und Praxis muß erkennen, daß weiße Frauen in einer Machtrelation als Unterdrückende zu Schwarzen Frauen stehen. Das kompromittiert jede feministische Theorie, die von der Gleichheit aller Frauen ausgeht. Drei zentrale Bestandteile feministischer Theorie (Familie, Patriarchat, Reproduktionsarbeit) werden problematisch, wenn sie auf Schwarze Frauen angewendet werden. Die Art und Weise, in der das Geschlecht von Schwarzen Frauen sozialisiert wird, unterscheidet sich von der Herstellung weißer Weiblichkeit, weil die rassistische Komponente hinzukommt. (...) Die Begrifflichkeit der Abhängigkeit der Hausfrau ist für Schwarze Feministinnen problematisch. Die Behauptung, daß dieses Modell die Lücke zwischen der materiellen Situation im Haushalt und der Ideologie der Weiblichkeit verbindet, übersieht, daß Schwarze Frauen sehr oft Haushaltsvorstand sind. Schwarze Männer sind sehr oft arbeitslos und Frauen von ihnen so nicht abhängig. Wie kann behauptet werden, daß Schwarze Männerherrschaft in der gleichen Art existiert und funktioniert wie weiße Männerherrschaft? Die Geschichte des Sklaventums, Kolonialismus und Imperialismus haben weiße Männerrollen systematisch für die Schwarzen Männer unmöglich gemacht (...) Machtstrukturen der Sklaverei sind offensichtlich auch patriarchalisch. Jedoch sind Schwarze Frauen auf verschiedene Arten patriarchalisch behandelt worden von weißen und von Schwarzen Männern (...). Das Konzept der Reproduktionsarbeit muß auch problematisiert werden. Was bedeutet dieses Konzept in einer Situation, in der Schwarze Frauen die Hausarbeit für weiße Frauen

erledigen? In diesem Fall sind sie nicht Lohnarbeiterinnen, aber in einer Rolle, in der sie gleichzeitig die Reproduktion Schwarzer Arbeiterinnen und von Weißen im weißen Haushalt erledigen. (...)

Die Tendenz, die Unterdrückung von (einer so unbestimmten Kategorie wie) 'Drittweltfrauen' bis zur Aussagelosigkeit hin zu verallgemeinern, ist typisch dafür, wie Weiße mit der Besonderheit all unserer Erfahrungen und Unterdrückungen umgehen in ihren Konzepten und Theorien. Der Begriff Patriarchat wurde eingeführt um sexistische Kräfte von anderen sozialen Mächten wie z.B. dem Kapital zu unterscheiden. Aber der Gebrauch des Patriarchatsbegriffs verdeckt wiederum andere Unterschiede.« (Hazel V. Carby, in: The Empire Strikes Back, 1982)

»Die Art und Weise, in der Kapital, Patriarchat und 'Rasse' die Ausbeutung und Unterdrückung Schwarzer Frauen strukturieren, läßt es unmöglich und nicht wünschenswert erscheinen, einen vornehmlichen Grund von Unterdrückung auszusondern: Alle drei sind der täglichen Erfahrung Schwarzer Frauen immer eigen.« (Pratibha Parmar)

Die folgenden Zitate stammen aus einem Vortrag einer Philipina, den sie auf einem Treffen von »Agisra« (AG gegen internationale sexuelle und rassistische Ausbeutung) in Frankfurt/M. hielt und beziehen sich direkt auf die BRD-Situation.

Ihre Kritikpunkte stehen im konkreten Kontext der Frauenbewegung, sie müssen aber voll auf die weiße Linke insgesamt gerichtet werden. Deshalb stehen sie hier.

»Zum Alltag einer Ausländerin in der BRD gehört unausweichlich das Erleiden des weißen Rassismus, gekoppelt mit Sexismus. Es wird ihr ständig klargemacht: Das Land gehört dir nicht. Sie fühlt sich verloren, ungewollt, minderwertig, isoliert. Und sie schämen sich, die ausländischen Frauen, da man sie als 'gekaufte' Frauen ansieht: schmutzig, ohne Moral. 'Wie können sie sich nur verkaufen lassen?' steht auch auf den Gesichtern von deutschen Frauen. Was habt ihr für eine Ahnung davon, was bei uns zu Hause läuft? Was es heißt für die Multis, ausgebeutet zu werden. (...) Ihr betrachtet uns als Opfer. Opfer? Als Opfer will ich nun ganz gewiß nicht gesehen werden, weil ich Angst hätte, ihr würdet mich 'retten', mir mitleidig helfen wollen. Wir brauchen nicht euer Mitleid, sondern eure Mit-Betroffenheit. Danach können wir über Solidarität reden. Solidarität setzt Gleichgewichtigkeit voraus, equal footing: daß wir auf gleicher Ebene stehen, und nicht die eine oben und die andere unten (...). Und in den Köpfen vieler von euch steht: Warum lassen sie sich von den blöden deutschen Männern so behandeln? Warum lassen sie sich nicht scheiden? Ihr werdet es nicht verstehen, nicht akzeptieren, weil ihr sie mit euren eigenen Maßstäben beurteilt, bewußt oder unbewußt. Weil ihr keine Ahnung habt, worum es ihr geht, wie ihre Bedingungen zu Hause sind, wie gering ihre Möglichkeiten. Vor allem aber: Weil ihr es nicht akzeptieren könnt, daß es viele Wege zur Emanzipation gibt (...). Was heißt deutsche Frauen? Sie nennen sich unsere Schwestern. Unsere großen Schwestern... Sie sind unsere Gesprächspartnerinnen, die mit uns unsere Probleme diskutieren. (Haben deutsche Frauen keine Probleme? Warum sind immer wir es, die erzählen?) (...) Sie sind auch die herrschenden Frauen, aufgrund ihrer Zugehörigkeit, ihrer Nationalität, als Mittäterinnen in der Ausbeutung der unterentwickelten Länder der Dritten Welt. Sie sind uns gegenüber sehr solidarisch, machen auch Kampagnen (mit), um die Unterdrückung der Frau in unseren Ländern zu bekämpfen. Länder, in denen oft der Krieg Alltag ist. Was wißt ihr wirklich von unseren Ländern? Warum seid ihr solidarisch mit uns? Was steckt dahinter? (...) Sie sind auch die Frauen, die in Ländern der Dritten Welt gewesen waren, zum Urlaub oder zu einem Studienprojekt, und die, wenn sie zurück sind, sich als Expertinnen geben. Sie sind dann Referentinnen und Sprecherinnen für uns und unsere Frauenbewegungen. Und bei manchen von euch gelten sie sogar als glaubwürdiger als wir selbst. (...)

Ein anderer Grund, warum deutsche Frauen Projekte für Ausländerinnen unterstützen, ist die Begeisterung vieler linker Frauen für die Stärke der sozialen Bewegungen und die Befreiungskämpfe in der sog. Dritten Welt. Die Ausgangsbedingungen sind klar: die soziale Lage in bestimmten Ländern der Dritten Welt, Ausbeutung, Korruption, Feudalismus, US-Imperialismus schaffen Voraussetzungen für die Befreiungsbewegungen. Die Unterdrückungssituation in den Ländern ist so klar wie nur möglich. In den Ländern des Reichtumsmonopols dagegen kann sich eine solche Stärke nicht oder nur schwer entwickeln. Dennoch ist da bei vielen Frauen die große Sehnsucht nach der Begeisterung der Massen, ihrer Stärke, ihrem Kampf, wie sie ihn hier nicht erleben können. Dies hat auch mit dem Begriff zu tun, daß das, was fremd ist, exotisch ist. Die

Sehnsucht kann ich verstehen. Schwer allerdings ist für uns zu ertragen, wenn die weißen Frauen anfangen, uns zu lehren, wie wir unsere Kämpfe führen sollen. Schwierig, wenn sie uns gegenüber - in alter kolonialistischer Art - ihre feministische Theorie durchsetzen wollen. Schwierig, wenn sie zugleich als Geldgeberinnen Anerkennung von uns verlangen.« (Liclic Orben-Schmidt, TAZ vom 10.7.1989)

Nochmal: Alles hier Gesagte betrifft linke Theorie und linkes Verhalten mindestens genauso und linke (weiße) Männer noch viel mehr. Wenn die hier ausführlich zitierten einen starken Bezug auf Frauenzusammenhänge haben, so liegt das schlicht daran, daß sonst wenig darüber diskutiert wird und anderswo keine so überzeugenden Texte zu finden sind.

V.

»Der Zweck des Theoretisierens besteht nicht darin, unsere intellektuelle oder akademische Reputation zu erhöhen, sondern darin, uns Möglichkeiten zu erhoffen, die historische Welt und ihre Prozesse zu erfassen, zu verstehen und zu erklären, um Aufschlüsse für unsere eigene Praxis zu gewinnen und sie gegebenenfalls zu ändern.« (Stuart Hall, 173)

Theorie, die auf Erkennen und Bekämpfen von Unterdrückungsverhältnissen abzielt, ist keine hohle Kopfrockerie. Theoriefeindlichkeit ist eine teilweise Selbstentwaffnung, weil ohne Theorie nur noch unmittelbar erfahrene Herrschaft registriert wird, ohne deren Struktur, Geschichte und globale Reichweite. Zu deren Erkennen sind Vorstellungen, Begriffe und eine vermittelnde Sprache erforderlich. Gemeinsame Sprache eint, Begriffswirrwarr und unklare Vorstellungen trennen. In allen Befreiungsbewegungen ist die Aneignung von Wissen unter meist schwierigen Bedingungen ein zentraler Teil des Kampfs; Theorie ist eine Waffe und Waffen werden nicht freiwillig liegengelassen.

Die Gesamtheit der Unterdrückungen, die hier Thema sind, kann gar nicht durch unmittelbare Erfahrung von allen erkannt werden. Je weißer, je männlicher, je reicher, je metropolitane, desto weniger, und desto größer die solidarische Verpflichtung, sich diese Realitäten als Lernprozeß anzueignen, um dann effektive Solidarität üben zu können.

Herrschaft ist ein zentraler Begriff. Sie als eine Seite der Dualität zwischen Männern und Frauen, zwischen Weißen und Schwarzen, zwischen Lohnarbeit und Kapital zu definieren, greift viel zu kurz. Das unterstellt eine Ausschließlichkeit und völlig getrennte Existenz der jeweiligen Seiten, wie sie jeder Dialektik völlig fremd ist. Herrschaft zum Zweck von Ausbeutung und Machterhalt ist vielmehr eine vielgestaltige Praxis von Unterdrückungen auf der Grundlage mehrerer sich überlagernder Bedingungen.

Die Ausübung von Herrschaft verändert sie im Verlauf der Geschichte ständig und formt ihre materiellen und verinnerlichten Strukturen ständig neu. Es gibt nicht geschichtslos den Kapitalismus oder das Patriarchat oder die Rassismen. Sie selbst und ihre Verbindungen sind Prozesse ständiger Veränderungen.

Bei diesen Unterdrückungen zwischen materieller Basis und ideologischem Überbau zu unterscheiden, ist eher akademisch. So »ist es in letzter Zeit ziemlich schwer geworden, ein simples ökonomisches Klasseninteresse zu finden, das nicht von Ideologie durchsetzt ist.« (Hall) Und Gramsci weist darauf hin, daß es eine »rein didaktische Unterscheidung von Form und Inhalt« ist, »die materiellen Kräfte als Inhalt und die Ideologie als Form« anzusehen. Denn »die materielle Gewalt ist historisch nicht ohne Form begreifbar, und die Ideologien würden ohne die materielle Gewalt Schrullen von Einzelnen bleiben.« (Philosophie der Praxis, 170)

Die materielle Gewalt von »Ideologien« wie Rassismen und Frauenhaß ist allzu offensichtlich. Herrschaft ist niemals vollkommen, sie hat Risse und ihre Verinnerlichung verläuft nicht widerspruchsfrei. Unterdrückungen werden nicht getrennt voneinander ausgeübt und alle werden in den Metropolen anders als im Trikont praktiziert. Sie werden unterschiedlich erfahren, abhängig davon, welchen Unterdrückungen die Beherrschten ausgesetzt sind, abhängig davon, welche sie eventuell selbst ausüben oder nutzen und vor allem: abhängig davon, ob sie sich wehren.

Nicht die Getrenntheit von Unterdrückungen ist wesentlich, sondern ihre Artikulation zueinander. Keine wird völlig auf eine andere zurückgeführt oder völlig vereinnahmt von anderen, sie bilden

eine zusammenhängende Wirklichkeit. Das Denkmodell einer netzförmig angelegten Herrschaft ist als Vorstellungsbehelf gar nicht schlecht:

Die Maschen des Netzes sind weiter (Metropole) oder enger (Trikont). Die Fäden älter (Patriarchat) oder neuer (Kapitalismus). Stabiler (in der BRD z.B.) oder schwächer (in Mittelamerika z.B.). Die Fäden bilden unterschiedliche Knoten (Rassismen sind anders mit Kapitalismus verbunden als das Patriarchat usw.) und das Netz wird von manchen repariert und neu geknüpft (Kapital, Staat, Weiße, Männer), um andere zu fesseln (Frauen, Schwarze, ArbeiterInnen) und sie zerreißen es, so gut sie können.

Die Vorstellung einer netzförmigen Herrschaft, in der jeweils - bei jedem Faden und Knoten - Oben und Unten erhalten bleibt, aber keine alleinige Ursache, kein Hauptwiderspruch mehr vorausgesetzt wird, berührt auch die Frage nach dem revolutionären Subjekt.

Wenn es nicht mehr aus einer Dualität, aus einer einzigen letztlichen Ursache abgeleitet werden kann, dann kann auch keiner Gruppe von Unterdrückten mehr eine privilegierte Avantgardeposition zugewiesen werden.

Ein revolutionäres Subjekt aber nun etwa per Addition der Unterdrückungen bestimmen zu wollen (Wer ist am meisten unterdrückt? - Die müssen sich am meisten wehren!) wäre eine abstrakte Konstruktion aus der Mengenlehre, deren Schnittmenge Schwarzen ArbeiterInnen eine Rolle zuwies, um die sie nicht gebeten haben (siehe auch »Brotrevolten...«, 2/3). Ihre Auspreisung als revolutionäres Subjekt wäre für die metropolitane Linke ziemlich bequem, da konsequenzlos. Das Leben und die Forderungen Schwarzer Frauen und Arbeiterinnen können aber sehr wohl Maßstab sein bei der Frage, wie die Utopie von Befreiung beschaffen sein muß, die alle Unterdrückungen beendet. Dabei wird keine einzige Unterdrückung relativiert, sondern ihre Gesamtheit macht die Bestie vollständig sichtbar!

Die Frage, welche Unterdrückung die wichtigste ist, hat meist den (Hinter-)Sinn gehabt, strategische Konsequenzen festzuklopfen; die sozialdemokratischen und stalinistischen ArbeiterInnenorganisationen haben so die Ausbeutung der Lohnarbeiter jahrzehntlang als die wichtigste gegen alle »Nebenwidersprüche« behauptet. Abstrakt läßt sich diese Frage gar nicht beantworten, ohne bei unerträglichen Vergleichen anzukommen (Ist Hexenverfolgung schlimmer als Sklaverei? Ist Gewalt gegen Schwarze Männer schlimmer als gegen weiße Frauen? Sind Kriege in den Metropolen schlimmer wie Kriege im Trikont?).

Die Frage stellt sich *konkret* aber anders. Denn die Feststellung der globalen Gleichzeitigkeit verschiedener Unterdrückungen und die Vorstellung einer netzförmigen Herrschaft verlangen nach der Anwendung auf die jeweilige unmittelbare Situation, auf die konkret erfahrene und ausgeübte Unterdrückung. Dort treten Unterschiede in der *Zusammensetzung der Unterdrückung* zu Tage. Und diese kann sehr/mehr patriarchalisch, mehr/sehr rassistisch, mehr/sehr imperialistisch oder kapitalistisch sein.

Ein paar Beispiele zur Illustration: Gewalt eines Weißen gegen die weiße Ehefrau hat nur peripher etwas mit kapitalistischer/imperialistischer Ausbeutung zu tun und eigentlich nichts mit Rassismen; ein weißer Malocher am Fließband wird nicht rassistisch und schon gar nicht sexistisch ausgebeutet; ein Schwarzer Malocher neben ihm aber zumindest auch noch rassistisch unterdrückt; wenn weiße Arbeiter einen Schwarzen zusammenschlagen, ist das in allererster Linie rassistisch - auch wenn es Ursachen in der kapitalistischen Ausbeutung aller Beteiligten haben kann; wenn Schwarze Arbeiterinnen gegen einen weißen Chef streiken, dann kommen ganz andere Komponenten zusammen; die Liste der Beispiele ist so unendlich wie die Wirklichkeit.

Daß gegen alle Unterdrückungen zu kämpfen ist, versteht sich; und von dem Erkennen der konkreten Zusammensetzung der Unterdrückungen hängt ab, wie gekämpft wird.

Daß dabei der Kampf gegen eine Unterdrückungskomponente das Netz auch anderswo löchert (wie z.B. im britischen Miners' Strike die Bergarbeiterfrauen sich organisierten) ist willkommen und ebenso möglich wie das Zuziehen des Netzes an einer anderen Stelle durch einen falsch oder unvollständig geführten Kampf (Arbeiterkämpfe richteten sich oft gegen »doppelt«-verdienende Frauen oder gegen Schwarze).

Das Risiko, Kämpfe falsch oder unvollkommen zu führen, ist ein Grund, die linke Selbstgewißheit und Selbstzentriertheit aufzugeben. Juliet Mitchell hat das mal so ausgedrückt: »Eine ausgebeutete Klasse, eine unterdrückte Gruppe kann so lange kein politisches Bewußtsein erlangen, so lange sie nicht die Beziehungen aller Klassen und Gruppen dieser Gesellschaft zueinander erkannt hat; durch

In-sich-gekehrt-sein wird sie niemals zu diesem Bewußtsein kommen.«
(nach Argument, Nr. 165, 365)

VI.

Exkurs: NS-Faschismus und Kommunistischer Widerstand

Der ist weniger unvermittelt zum Thema als es scheinen mag, denn der NS-Faschismus ist das historische Lehrstück für eine spezifisch deutsche Kombination von Kapitalismus/Imperialismus, Patriarchat und Rassismen. Sich im Angesicht des neuen großdeutschen Imperialismus den alten etwas zu vergegenwärtigen, ist sicher notwendig. An zurückliegenden historischen Phasen läßt sich ohnehin manches besser erklären und verstehen als beim bloßen Ansehen der Aktualitäten.

Die linkstraditionelle Analyse des NS als Diktatur der reaktionärsten Fraktionen des Finanzkapitals erfaßt zwar die dann entscheidende Unterstützung der Monopole für die Nazis, stellt aber nur einen Aspekt des NS heraus. Das »Versagen der Arbeiterklasse« wird dadurch ebensowenig erklärt wie die relativ große Massenbasis des NS-Faschismus in Deutschland.

Wie bei jedem Nationalismus beruhte die Popularität des NS auf dem Versprechen, aufgrund der Zugehörigkeit zu einer Nationalität oder »Rasse« Privilegien zu erhalten gegenüber denen, die nicht dazugehörten. Er illusionierte auch eine Identität, die die reale Existenz überhaupt nicht hergab, die aber einem Streben gegen Isolation und nach Ein- und Unterordnung entgegenkam. Die Mobilisierungskraft der Nazi-Ideologien knüpfte an bereits vorhandene an: rassistische Vorstellungen einer deutschen Überlegenheit gegenüber anderen Völkern; Forderungen (von Ärzten) nach Ausschaltung »lebensunwerten Lebens« in der sozialdarwinistischen Tradition; männerbündische Freikorpsideale, die sehr gereizt auf die sich verändernden Frauen der 20er Jahre reagierten; Ideologien von der Notwendigkeit von »Lebensraum« und Rückgewinnung der Kolonien mittels Revision des Versailler Friedensvertrages; und nicht zuletzt ständische Ideologien gegen die Klassenkämpfe und für eine »Volksgemeinschaft«. Die Wirksamkeit dieser Ideologien vervielfachte sich im NS durch ihre Materialisierung in einem staatlichen Apparat. Das führte zu der kurz erwähnten Tolerierung der Vernichtung von »nichtarischen« oder linken KlassengenossInnen.

Der NS war ein ganz besonderer Fall rassistischer Arbeitsorganisation. Speziell in der Kriegswirtschaft reichte die Palette der Ausbeutungsformen von Lohnarbeit industriellen Typs über fast unbezahlte Zwangsarbeit bis zu ArbeitssklavInnen und Vernichtung durch Arbeit. Die Unterteilung entsprach streng der Nazi-»Rassen«-Skala: Die Leitung deutsch-»arisch«, ebenso die Meister und Techniker. Unfreiwillig »angeworbene Zivilarbeiter« aus dem Westen oder der Tschechei nahmen die Stufe darunter ein. Tiefer standen die polnischen ArbeiterInnen und ganz unten sowjetische Kriegsgefangene. Neben ihnen, je nach aufgenähtem Winkel, arbeiteten KZ-gefangene Frauen und Männer, die je nach ihrer »Nützlichkeit« und ihrem Auspowerungsgrad früher oder später umgebracht wurden.

Mit dieser Kombination von ArbeiterInnen wurden wohlgerne nicht irgendwelche einfachen Güter produziert, sondern es wurden Hochtechnologieprojekte in zentralen Sektoren betrieben! Im IG-Farben-Werk Auschwitz lagen z.B. Ausbeutungsformen, die sonst durch Kontinente oder ganze historische Epochen voneinander getrennt sind, Hand in Hand (siehe auch »1999«, 4/89).

Widerstand gab es vor allem in den unteren Hierarchieebenen, aber die Gefangenen, die PolInnen, RussInnen oder JüdInnen wurden von der großen Masse der deutschen ArbeiterInnen allein gelassen. Die verhielten sich nicht als KlassengenossInnen, sondern ihrer Stellung in der Hierarchie entsprechend als Herrenmenschen. Die, die sich solidarisierten, waren Linke oder einfach noch mitleidige ArbeiterInnen, aber das waren nur Prozente von Millionen.

Mag es nach NS-Logik ökonomische Gründe auch für die Massenvernichtungen der JüdInnen und der Bevölkerung im Osten gegeben haben, so war insgesamt nur rassistische Ideologie wirksam. Die regelte die Reihenfolge der Vernichtung, die regelte die Auswahl zu Menschenversuchen. In gewisser Weise hat der NS alle historischen Rassismen in 12 Jahren komprimiert angewendet: die Verfolgung der Kranken und geistig Behinderten bis zu ihrer Ermordung, die Pogrome gegen JüdInnen bis zum Holocaust, die Kriege zur Gewinnung von Kolonialraum und die Ausbeutung und Ausrottung der dort Lebenden (Programme für den afrikanischen Raum lagen fertig in den Schubladen).

Die NS-Ideologien mobilisierten ihre AnhängerInnen nicht nur über Angriffsziele, sondern auch

über die Brutalität, über die »rassische Reinheit« und den Führerkult der Parteiorganisationen. Der Wunsch nach eigener Macht in deutlichen Verhältnissen konnte sich im Treten nach unten austoben.

Im privaten Bereich bot der NS zumindest dem Programm nach die abgesicherte Kontrolle über mindestens eine Frau.

Im gesellschaftlichen Bereich haben Rassisten an der Macht ein unmittelbares Interesse an der Kontrolle »ihrer« Frauen, weil die für die Reinheit und den Fortbestand der »Rasse« unverzichtbar sind. Alle Verbesserungen, die vom NS den Frauen versprochen wurden, dienten nur dem Zweck, sie in dieser Rolle zu halten. Diese Rolle galt aber nur für »arische« Frauen - die rassistische Trennung durchzog beide Geschlechter, Jüdinnen, Polinnen oder Russinnen wurden wegen ihrer Nationalität und »Rasse« und gerade deshalb verfolgt, weil ihre »fremdrassigen« Nachkommen unerwünscht waren. Sie wurden nicht als Mütter heroisiert, sondern als »Untermenschen« behandelt. In Ravensbrück oder anderen Frauen-KZ von deutschen Aufseherinnen, soweit diese die Macht von der SS dazu bekommen hatten (siehe u.a. Ebbinghaus, Opfer und Täterinnen).

Deutsche Frauen, die gegen den NS gekämpft haben, haben dies getan, weil sie Kommunistinnen waren, weil sie Jüdinnen waren und als solche zum Kampf bereit sein mußten.

Daß etwa 800.000 Soldatinnen in der Roten Armee und weitere bei den PartisanInnen im Westen und Osten gekämpft haben, ist in letzter Zeit bewußter geworden (siehe Strobl, Sag nie, du gehst den letzten Weg oder Alexijewitsch, Der Krieg...).

Die Trennung aller Frauen entlang ihrer »Rasse« und Nationalität, entlang ihrer politischen Überzeugungen und entlang ihrer Klassenlage überdeckte im NS und im Zweiten Weltkrieg insgesamt gesehen die patriarchalischen Widersprüche ihrer jeweiligen Gesellschaften. Frausein an sich entschied nicht über die Seite der Barrikade.

»Es ist nicht der Wortlaut des Statuts, sondern der von den tätigen Kämpfern in diesen Wortlaut hineingelegte Sinn und Geist, der über den Wert einer Organisation entscheidet.«

(Rosa Luxemburg)

Es soll nicht behauptet werden, die Geschichte wäre 1933 anders verlaufen, hätte die KPD eine andere Politik gemacht. Die (revolutionäre) Linke war schwach, hatte wenig Geld, noch weniger Waffen und stand gegen eine breite Front bürgerlicher und faschistischer Kräfte. Aber ein paar Aspekte fallen doch (vielleicht lehrreich) auf.

In Entsprechung zur Bolschewisierung in der Sowjetunion wurden auch in der KPD ab Anfang der 20er Jahren strikte Hierarchie, Fraktionsverbot und die Parteilinie als einzig Richtige dogmatisch festgeklopft und etwaige Abweichungen mit Ausschlüssen bestraft. Daß in solchen Strukturen kulturrevolutionäre oder Frauenansätze, die von vornherein als kleinbürgerlich-anarchistisch oder als Nebenwiderspruch abqualifiziert wurden, keine Chance hatten, die Parteilinie zu beeinflussen, versteht sich. Mit der Stalinisierung der KPD verschwanden die Frauen vollständig aus Parteivorsitz und Vorstand (Politbüro). Um der Nazipropaganda Angriffsflächen zu nehmen, wurden auch Kommunisten jüdischer Herkunft aus der ersten Reihe entfernt. Die KPD war nicht rassistisch, aber sie hatte da weiße Flecken. Im Programm war die KPD Frauen gegenüber fortschrittlicher als andere Parteien (Abschaffung des §218 z.B.), aber sie sagte eben auch: Nebenwiderspruch. Und Rosas Frage an die russische KP galt ja auch noch für die KPD.

Der Solidaritätsbegriff meinte den klassenbewußten Proletarier, die KPD war auf männliche Werte ausgerichtet. Nie mehr als 15% Frauen hatte sie in ihren Reihen, nur die halb karitative Rote Hilfe wurde etwa zur Hälfte von Frauen gemacht. Das ganze Private wurde vom Klasseninteresse abgespalten und damit verschwand die patriarchalische Unterdrückung in der Proletarischen Familie, der die KPD-Propaganda gern saubere Mädels, starke Genossen und Heldenmütter andichtete. Das war die Parallele zur UdSSR, wo nach ersten fortschrittlichen Gesetzen die beginnende Frauenemanzipation vom Stalinismus gekippt wurde (siehe u.a. Mahaim/Holt/Heinen, Frauen und Arbeiterbewegung).

»Die psychische Struktur einer Klasse ist ein Moment ihrer objektiven Situation.« Dieser Satz ist einer Studie entnommen, die 1929/30 unter einigen hundert Arbeitern (nur ganz wenige Arbeiterinnen nahmen daran teil) u.a. KPDler und Sozialdemokraten, durchgeführt wurde. Ein Ergebnis war, daß die tatsächlichen Einstellungen vieler Linker in speziellen Fragen vom

offiziellen Parteiprogramm und einer fortschrittlichen Auffassung ganz erheblich abwichen. Die stabilen antifaschistischen Kräfte waren viel geringer als es MitgliederInnenzahl und Propaganda der SPD und KPD vermuten ließen. Sicher haßten alle Linken den Krieg, sie wünschten Freiheit und Glück. Sie folgten auch ihrer Partei - aber sie waren nicht unbedingt bereit zu persönlichem Risiko und privaten Konsequenzen. Ihre politischen Ansichten beschränkten sich oft auf den öffentlichen Bereich und waren auch nicht emotional in ihrer Persönlichkeit verankert.

Die Untersuchung arbeitete mit Fragen. »Wodurch kann die Welt verbessert werden?« wurde vom KPDler natürlich mit »Durch die Zerschlagung der herrschenden Klasse!« beantwortet. Ja gut, nur wenn derselbe die Frage, ob man bei der Kindererziehung ohne Prügel auskommen sollte, mit der Antwort »Kinder brauchen Prügel, um Respekt zu bekommen« kontert, oder wenn er, wie immerhin 23% aller KPDler entgegen dem KPD-Parteiprogramm gegen die Berufstätigkeit von Frauen ist, dann stimmt da was nicht. (Das wird in der Untersuchung genauer gemacht, als es hier geht.)

Von allen KPDlern, Sozialdemokraten und Linksozialisten in der Untersuchung hatten nur 15% ein sowohl politisch-programmatisch als auch privat-persönliches revolutionäres Verhalten. Nur von ihnen konnte erwartet werden, daß sie in kritischen Zeiten »den Mut, die Opferbereitschaft und die Spontaneität aufbringen würden, die zur Führung der weniger aktiven Elemente und zur Besiegung des Gegners notwendig sind.« Weitere 25% galten als »verlässlich, aber nicht aktiv« und der Rest war entweder indifferent oder im Privaten stockreaktionär. In der KPD waren relativ viermal so viele wirkliche Revolutionäre mit den privaten Konsequenzen wie in der SPD, besonders bei den »Kadern« war der Prozentsatz hoch (siehe Fromm, Arbeiter und Angestellte...). Der Eindruck, daß nur Kader gute Revolutionäre waren, wäre allerdings etwas schief, da grade die nicht stalinistischen KommunistInnen nicht (mehr) in der KPD waren und von der Untersuchung nicht genau erfaßt wurden. Viele Mitglieder waren zum Untersuchungszeitpunkt hingegen erst ein paar Monate in der KPD und die Fluktuation zwischen den Parteien der Linken und Rechten war sehr hoch.

(Eine erforderliche Anmerkung noch zu dem Zusammenhang zwischen politischem Bewußtsein und persönlichem Verhalten: es handelte sich bei der Studie lediglich um eine *Befragung*; eine Untersuchung des tatsächlichen Verhaltens auch der »privat-persönlichen« Revolutionäre - hätte das Ergebnis mit Sicherheit noch miserabler ausfallen lassen.)

Wen juckt nun nicht die Frage, wie eine vergleichbare Untersuchung linker Organisationen und Gruppen heute ausfallen würde?

VII.

»Versuche, das Kollektivsubjekt einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung zu benennen, sind noch und noch in einen von zwei Holzwegen geraten. Entweder man benennt eine Organisation - Partei, Gewerkschaft o.ä. - und darin ist das revolutionäre Subjekt keines aus Fleisch und Blut, sondern eine Institution, die ihren Mitgliedern äußerlich gegenübersteht, die aber genau identifizierbar ist - nämlich durch ihr Programm, ihre Verwaltungsregeln, ihre Mitgliederlisten.

Oder man benennt nicht eine Organisation, sondern eine Tendenz, eine Wolke von individuellen Subjekten, deren Bestand nicht verlässlich identifizierbar ist und deren Programm nicht vorliegt, sondern durch Interpretation erschlossen werden muß.«
(Ruedi, Schweizer autonomer Genosse)

Die beiden Holzwege können vermieden werden, wenn hier von der autonomen Linken gesprochen wird. Denn sie ist eindeutig eine Tendenz und keine festgefügte Organisation mit festgelegtem Programm. Dennoch existierende Zusammenhänge sind eher punktuell und zeitlich fließend. Wer und was nun gemeint ist mit der autonomen Linken, wird beim Lesen schon jede/r merken.

Die autonome Linke ist keine fertige Formation für revolutionäre Veränderungen, und große Teile der Autonomen wollen auch keine festeren organisatorischen Strukturen. Sie ist eher Ausdruck von Rebellion als von Widerstand gegen Herrschaft. Sie ist trotz gelegentlicher Initiative und anderslautenden Behauptungen eine defensive Richtung - was bei den Kräfteverhältnissen in der BRD kein Wunder ist.

Sie trägt selbst an der Geschichte, sie ist nicht um 1980 aus dem nichts entstanden. Es ist kein

Zufall, daß sie nicht in den Fabriken von ArbeiterInnen ins Leben gerufen wurde. Es ist kein Zufall, daß sie sich nie als antipatriarchale Kraft mit Frauen an ihrer Spitze realisierte. Es ist kein Zufall, daß sie weiß und fast rein deutsch ist.

All das setzt sich in Form von weißen Flecken fort bis in ihre Theorie und Praxis.

Unterdrückungsverhältnisse in den eigenen Reihen bleiben unsichtbar und einige global vorhandene werden nur sehr abstrakt und folgenlos registriert. Das fällt selten oder nie auf, da der eben durch diese weißen Flecken schmaler gewordene Erfahrungshorizont durch die Bereiche, in denen die autonome Linke stark war/ist (z.B. Häuserkämpfe, Anti-WAA, Hafenstraße usw.) prall gefüllt werden kann.

Die Wirkung von unsichtbar (gemachten) Unterdrückungen ist nun leider auch die, die eigenen Erfolge und die dazugehörigen Kampagnen zu überschätzen. Anstatt sich am Erfolg der Bekämpfung aller Unterdrückungen zu messen, dreht sich vieles oft nur um sich selbst und die eigenen Projekte.

Eine breite Kluft zwischen dem Zustand des eigenen Nahraums und sehr fernen Globalzielen/Utopien ist typisch für selbstzentrierte Bewegungen, denn die Verwirklichung von Utopien setzt das Erkennen von Unterdrückungen anderer voraus und das Einlassen auf kämpferische Potentiale außerhalb der eigenen Zusammenhänge.

Je weniger das gemacht wird, desto hartnäckiger wird die Selbstzentriertheit und desto weniger fällt sie auf. Linkssein würde dann nur noch die Zustimmung zum eigenen Projekt oder Lebensstil bedeuten und nicht mehr die gemeinsame Gegnerschaft zu allen Unterdrückungen und Solidarität mit allen Unterdrückten.

(Die Kampagne zum IWF-Kongreß 1988 war ein gutes Beispiel für die zumindest teilweise Überwindung von Selbstzentriertheiten!)

Die Autonome Linke: Welcher Klasse gehört sie an? Welches Geschlecht hat sie? Und welche Hautfarbe/Nationalität?

Dazu jetzt nacheinander:

Klassenlage: Hier soll nicht durch die Hintertür der vorne kritisierte Ökonomismus wieder eingeführt werden, revolutionäre »Wahrheiten« lassen sich nicht aus der Stellung im Produktionsprozeß herausrechnen. Klassenlage bedeutet aber noch viel mehr. Sie ist eine wesentliche Vorprägung von Verhaltensweisen. Jemand aus einer ArbeiterInnenfamilie macht andere Erfahrungen und verarbeitet sie auch anders als ein Mittelklassekind. Fabrik ist je nach Klassenlage normales oder externes Terrain; Geldmangel zu Hause erlebte oder abstrakte Kenntnis; auch die Art der Patriarchatserfahrung und die Art der Rassismen hängen von der Klassenlage ab. Politische Angriffsziele werden von ihr geprägt: ArbeiterInnen kämpfen als Linke oft im Alltagskrieg gegen Chefs und Kapitalkommando - die, die studieren können, haben mehr Raum für globalere Aktivitäten (gegen beides ist nichts einzuwenden!). Von der Klassenlage hängen auch Lebensstile ab (die Autonomen oft wichtig erscheinen). Fabrikarbeit läßt früher schlafen gehen, wer tagsüber Blaumann oder VerkäuferInnenkittel tragen muß, steht sonst auf anderen Klamotten als autonom wohl üblich, wer mit 16 Lehrling wird, hat kaum Gelegenheit, sich jahrelang in einer linken Großstadtszene zu etablieren. Die autonomen Lebensstile - auch die autonomen Frauen - sind für manche Klassenlagen nicht zugänglich.

Ausnahmen gibt's wohl, aber die Gestalt der autonomen Linken und ihre Zusammensetzung haben die nicht bestimmt.

Die ziemlich diffuse autonome Klassenlage, die jedenfalls keine ArbeiterInnenklasse ist, erzeugt oder perpetuiert weiße Flecken. Die Schwierigkeiten in politischen Beziehungen zur metropolitanen wie trikontinentalen ArbeiterInnenklasse beruhen z.T. auch auf ideologischen Elementen der Autonomen, die sich oft als nichtarbeitend sehen oder verstehen (was ebenso oft nicht den realen Verhältnissen entspricht). Auf der anderen Seite hat dieses Selbstverständnis auch etwas mit der Finanzierung der autonomen Lebensverhältnisse durch das Anzapfen staatlicher Gelder oder denen der Eltern zu tun - und letzteres sehr viel mit der Klassenlage.

IndustriearbeiterInnenstreiks werden als externe Ereignisse angesehen, solange nicht die Medien groß drin sind oder es Putz gibt; die Bedeutung staatlicher Repression wird eher überbetont und die ökonomische Gewalt eher unterschätzt. Was an Rationalisierung oder Kleinkrieg und Sabotage in Klitschen und Großfabriken läuft, ist nur autonomen SpezialistInnen bekannt. Die (internationalen)

Kapitalverflechtungen und Umstrukturierungen werden eher dem Wirtschaftsteil entnommen als aus der Sicht von Malocherinnen betrachtet. Die anderen Kampfformen und andere Arten von Solidarität, die bei Arbeitern und Arbeiterinnen üblich sind, verschwinden auch meist in den weißen Flecken, was oft genug dazu führt, daß ArbeiterInnen in Bausch und Bogen als blöde Normalos denunziert werden, die selber schuld sind, wenn sie arbeiten gehen.

»Ein patriarchaler Typ kann kein Linker sein.« (jede Feministin)

Das Geschlecht der autonomen Linken. Wenn die Klassenlage in ihrem Bewußtsein kein Thema ist und auch ihr Weißsein wenig problematisiert wird, so ist das bei ihren patriarchalen Strukturen etwas anders.

Dafür haben Frauenorganisation und feministische Kritik gesorgt. Die angebliche Geschlechtsneutralität der Linken wurde als männerbündische kenntlich; die Befreiung der Arbeiter als wirklich nur deren Befreiung; die Linke als vorgeblich befreiter Raum und Modell der Utopien auf den Boden der realen (privaten) Verhältnisse zwischen linken Frauen und Männern heruntergeholt. Es ist angesichts der Reichweite dieser Kritik kein Wunder, daß sie sich immer gegen die Linke, auch autonome, Gehör und Geltung verschaffen mußte. Drei Beispiele aus den letzten 20 Jahren:

»Wir sehen, welche Bretter ihr vor dem Kopf habt, weil ihr nicht seht, daß sich ohne euer Dazutun plötzlich Leute organisieren, an die ihr überhaupt nicht gedacht habt, und zwar in einer Zahl, die ihr für den Anbruch der Morgenröte halten würdet, wenn es sich um Arbeiter handeln würde.« (Helke Sander, Ende der 60er Jahre auf einer Delegiertenkonferenz des SDS; »die Leute« meint die neue Frauenbewegung.)

»Ein Feministinnenaufzug, der sich Pop-Musik spielend, kostümiert, Farbe klecksend und ideologisch einen üblen Gestank verbreitend durch die Gegend bewegt«, so die damals größte ML-Gruppe KBW über eine Frauendemo. Feministinnen, so der KBW, seien »tatsächlich reaktionär« und müßten »schonungslos bekämpft« werden. (Die alten KBW-Kader sind heute oft bei den grünen Realos ...)

Und 1989 konnte ein umfassend gemeintes Strategiepapier für eine »Radikale Linke« ohne jede Erwähnung feministischer Theorie auskommen. Die wurde erst nach Protesten eingebaut; beim Kongreß für eine »Radikale Linke« sollte es zwar besser werden, aber laut TeilnehmerInnen wurden feministische Beiträge zumindest von den altlinken Vornschwitzenden nicht sonderlich beachtet.

Die Konsequenzen aus solchen Widersprüchen faßt noch ein Zitat zusammen: »Autonome Organisation wurde v.a. gegenüber den traditionellen linken Organisationen betont, die immer den Führungsanspruch über Organisation, Ideologie und Programme erhoben. Der feministische Anspruch auf Autonomie in diesem Sinne bedeutet die Zurückweisung aller Tendenzen, die Frauenfrage und die Frauenbewegung unter andere, scheinbar allgemeinere Themen oder Bewegungen zu subsumieren. Die autonome Organisation von Frauen ist Ausdruck ihres Wunsches, sowohl den qualitativ unterschiedlichen Charakter als auch die Identität, ebenso eine unabhängige Machtbasis der feministischen Bewegung zu erhalten.« (Mies, 60)

Wenn autonomes Männerverhalten nicht gerade offen in irgendwelchen Ritualen auftritt - und dann oft von Frauen angegriffen wird - dann ist neutrales Verhalten gegenüber Frauenpositionen angesagt. Dieses neutrale Verhalten vermeidet Zoff mit stärker gewordenen

Frauenzusammenhängen, verändert aber wenig an den Strukturen und auch nicht am Bewußtsein. Altes Verhalten wird eher maskiert und Einfallstore für Gewalt bleiben geöffnet, dafür gibt's leider viele Beispiele. »Bis jetzt ist die Denunziation dessen eher moralisch und dieser Bereich wird gerne den Sozialarbeiterinnen und Psychologinnen überlassen und abgeschoben. Ein Politikum ist es jedenfalls nicht. Schon gar nicht in der Linken insgesamt, für Typen sowieso nicht. Ich kann mir aber vorstellen, die Diskussion in unseren gemischten Zusammenhängen dahingehend voranzutreiben, daß wir Frauen von den Typen verlangen, daß sie sich politisch/organisiert zu der von ihnen selbst und ihren Geschlechtsgenossen in der Gesellschaft ausgeübten Gewalt gegen Frauen verhalten, sich auseinandersetzen und sich etwas einfallen lassen und sich entscheiden müssen, ob sie Teil des Problems oder Teil der Lösung sein wollen.« (aus einem Brief einer MitdiskutantIn)

Antipatriarchale Kritik, von Männern übernommen, hat die gleichen Mängel in der

Glaubwürdigkeit wie sie gleich im Zitat von Benard in bezug auf das antirassistische Verhalten von Weißen noch erwähnt werden wird. Dennoch müssen Positionen geäußert werden, da erst daran Kritik geübt werden kann. Und Kritik ist eine Voraussetzung der Veränderung. Betretenes Schweigen oder softiemäßiges Anschleimen hält nicht in kritischen Zeiten.

Wo Frauenzusammenhänge weniger wirksam sind, sind auch die weißen Flecken besonders groß. Da spielt aber auch Theoriefeindlichkeit eine Rolle, denn die Unterdrückungsverhältnisse, die man selbst nicht erlebt, kann er sich nur theoretisch aneignen (mit nachfolgenden praktischen Konsequenzen, klar). Theoriefeindlichkeit rächt sich sonst sehr geschlechtsspezifisch mit unmittelbaren Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen Frauen und Typen in der Linken. Die abstrakteren Theorie-Texte von autonomen (Kopfrockern) zu Strategien und Globalem nehmen feministische Elemente auch nur in genau dem Maß auf, wie sie von Frauen eingebracht werden. Meistens bleibt es bei ein paar Anmerkungen zum Patriarchat (»Rasse« kommt fast nie als Kategorie dort vor), die mehr drangeklatscht als verarbeitet aussehen. Die Bedeutung und das Ausmaß patriarchalischer Unterdrückung gehen dort eher unter.

»Der Weiße bietet seine Ablehnung der herrschenden Werte als Beweis der Gemeinsamkeit der Interessen an, stellt die Problematik in allgemeinere Kategorien, die beide »Rassen« umfassen (Entfremdung, Kapitalismus usw.), ist aber nur begrenzt glaubwürdig - denn: Seine Verpflichtung kann nie der der Schwarzen gleich sein, weil ihm die Privilegien seiner »Rasse« immer noch verfügbar sind. Der Schwächere ist dann von der Einsicht der Mächtigen abhängig anstatt von deren Gewalt.« Cheryl Benard, 181/182)

Die autonome Linke in der BRD ist mit den Privilegien ihres Weißseins, ihres Deutschseins ausgestattet, ob sie will oder nicht. Daß in der Frauenbewegung wie gesagt zur Zeit die möglichen rassistischen weißen Flecken heftig diskutiert werden, hat die autonome Linke insgesamt bisher völlig kalt gelassen. Daß ihre weißen Flecken etwa weniger korrekturbedürftig wären, wird ja niemand behaupten wollen.

Antirassistische Kampagnen wie gegen Shell und Daimler in Südafrika sind allemal wichtig und richtig - aber kein Gegenbeweis. Denn diese Solidarität wird aus einer Distanz heraus ausgeübt, bei der die AdressatInnen kaum direkt an einzelne Linke mit ihren Forderungen und ihrer Kritik herantreten können. Diese Solidarität wird nach hiesigen Regeln und unter Einhaltung hier üblicher Verhaltensweisen praktiziert. Sie erfordert keine hautnahen Reflexionen, weil sie nur wie jedes andere neue Kampagnenthema sonst auch verstanden wird.

Das ist der Unterschied zur Solidarität mit denen, die im Kiez nebenan Rassismen ausgesetzt sind. Die könnten bis in die Plena und Hütten hinein die praktizierte Politik und auch die Lebensstile in Frage stellen (wie jener chilenische Illegale im Exil, der sich darüber wunderte, daß Leute sich hier freiwillig per Lederjacke und Kefiye als Linke zu erkennen geben).

An ihnen würden auch weiße Flecken und rassistisch geprägte Vorstellungen aufbrechen. Z.B.. so: »Für die Linken war es undenkbar, daß man (als Flüchtling/EmigrantIn, Anm.) etwas anderes in Anspruch nehmen könnte als ihnen zu gleichen: Sie hätten wohl einen freigeistigen, sozialistischen und internationalistischen Kolonisierten gewollt, aber keinen Mohammedaner, Fetischisten oder Juden!« (Memmi, Rassismus, 53)

Seit über 20 Jahren leben Millionen ImmigrantInnen und Flüchtlingsfrauen und -männer in der BRD. Sie sind nie entsprechend in der 68er-Bewegung oder der autonomen Linken vertreten gewesen. Zum Teil sicher aus ihrem eigenen Wunsch heraus und aufgrund ihrer Klassenlage. Viele ImmigrantInnen verschwanden nach der Maloche eh im privaten Bereich und in den auf ihr Herkunftsland bezogenen Organisationen. Aber die unproblematisierte »rassistische« Neutralität der BRD-Linken hat sie auch unsichtbar gemacht, und ihre besondere Unterdrückung hat nur in einzelnen Gruppen und Kampagnen eine Rolle gespielt.

Gebunden an eurozentristische Analysemuster wurden Rassismen nur als Folge von kapitalistischen Einflüsterungen oder als Neo-Nazi-Ideologie erwähnt - daß diese Rassismen aber authentische Unterdrückung darstellen und ebenso authentische Lebensweisen erzeugt haben, das fiel flach. Die Communities der ImmigrantInnen hier sind als Resultate auch von Rassismen zu verstehen und die Kommunikation mit ihnen wird nicht gesucht oder forciert. Der Grund dafür ist wahrscheinlich, daß die autonome Linke - und nicht nur sie - ein paternalistisches Verhalten z.B. den »Türkis«

gegenüber an den Tag legt. Ohne Kenntnis ihrer Zusammenhänge, ihrer Aktionsgewohnheiten und ihrer berechtigten Ängste vor den AusländerInnen werden Kampagnen angeschoben und durchgesetzt (siehe z.B. »Rassismus in der Linken«, Schwarzer Faden 32).

Das übliche Argument, daß die meisten TürkInnen gar keinen Kontakt zur BRD-Linken haben wollen, übersieht - wenn es nicht eine Verdrehung von Ursache und Wirkung ist - daß solidarischer Kontakt zwischen gleichberechtigten Seiten möglich ist, die sich auch kennen müssen. Und nicht jeder persönliche Kontakt muß auch gleich ein politischer sein. Freundschaft basiert auf Respekt. Und genau den haben viele für »die Türkis« z.B. nicht, und die spüren das sehr genau.

Ein paar Beispiele noch für gängige Wahrnehmungsverzerrungen durch rassistische weiße Flecken und eurozentristischen Sichtwinkel: bei Rationalisierungen fliegen nicht (»rassen«neutrale) ArbeiterInnen auf die Straße, sondern zuerst die Nicht-Deutschen; im Trikont (der eigentlich auch viel besser differenziert werden müßte als es hier getan wird) verhungert nicht eine (»rassen«neutrale) Unterklasse, sondern Schwarze Arme; es gibt die Feminisierung der Armut, aber das ist zuerst eine »Türkisierung der Armut«; staatlicher Gewalt sind nicht (»rassen«neutral) Alle-die-Widerstand-Leisten ausgesetzt, sondern AusländerInnen in erster Linie, die kriegen mehr Ärger und mehr Knast. Die Liste der Beispiele ließe sich verlängern.

»Das Problem der Einheit beruht auf der Definition des Feindes. Das heißt, nur Leute, die ihren Feind in einer zumindest sehr ähnlichen Weise identifizieren, können darauf hoffen, ihre Kräfte zu vereinigen.« (Neville Alexander, 21)

Aus der seitenlangen Darstellung und Kritik von weißen Flecken ergibt sich die Forderung nach Konsequenzen von selbst. Der alte Fehler, schlaue Pläne auszufeilen und dann deren Befolgung zu erwarten, kommt jetzt aber nicht. Nur ein paar mehr allgemeine Gedanken und Vorschläge, um das Papier als nicht nur für die Ablage Geschriebenes klarzustellen.

Die Definition des Feindes gelingt mit der triple oppression-Anwendung vollständiger.

Unvollständiges Erkennen hatte immer eine Verkürzung der Befreiungskämpfe und ihrer Utopien zur Folge. Entweder wurde der Feind um seine rassistische Seite verkürzt, und die Befreiung der Schwarzen fiel unter den Tisch oder die patriarchalische Seite des Feindes wurde übergangen, und die Frauenunterdrückung blieb oder die kapitalistische Seite des Feindes wurde nicht wahrgenommen, und (nicht nur) die ArbeiterInnen hatten es auszubaden.

Vordringlich als Konsequenz aus der triple oppression:

- Das Bewußtsein von der Unteilbarkeit der Kämpfe gegen alle Unterdrückungen.
- Das Bewußtsein vom Vorhandensein von Unterdrückungen, deren privilegierter bzw. selbst unterdrückender Teil mann (auch frau) selbst ist.
- Das Abgehen von der Orientierung an den eigenen Interessen (Betroffenheitspolitik) in dem Maße wie Unterdrückungen, von denen die Linke (hierzulande) nicht so sehr betroffen ist, als wichtiger erkannt werden.

Der Anspruch auf persönliches Glück muß sich an dem der weniger Privilegierten messen. Der alte Widerspruch zwischen einer Strategie, die schon mal in befreiten Nahräumen eigene Lebensweisen verwirklichen will und einer uneigennütigen revolutionären Arbeit gegen auch fernere Unterdrückungen, der ist in der autonomen Linken immer spürbar gewesen.

Eine Konsequenz aus dem Ernstnehmen der triple oppression wäre die Verfolgung der zweiten Richtung.

Was die Binnenstrukturen der autonomen Linken betrifft, so ergibt sich aus der triple oppression die Notwendigkeit autonomer Organisationen entsprechend den Unterdrückungen in/neben der autonomen Linken.

Die Frauenbewegung hat sich diese Autonomie längst erkämpft und sich nicht auf einvernehmliche Überzeugungsarbeit bei den Linken verlassen, sondern sie hat sich eine Machtbasis geschaffen. Das ist Vorbedingung für Veränderung, denn auch interne Unterdrückungsverhältnisse sind Gewaltverhältnisse. Und die lassen sich nie harmonisch, sondern nur durch Kräfteverschiebungen lösen. Ohne die würden sich Frauenpositionen bis heute nicht durchsetzen.

Die Anerkennung der triple oppression würde auch eine autonome Organisation von ArbeiterInnen in/neben der autonomen Linken erfordern, damit auch sie ihre Positionen durchsetzen können und die autonome Linke insgesamt sich mehr an der Front gegen das Kapital bewegen muß. Die bereits vorhandenen ArbeiterInnengruppen sind leider viel zu klein.

Und nicht zuletzt erfordert die Anerkennung der triple oppression Organisation von Nicht-Deutschen, von Schwarzen und ImmigrantInnen.

Erst auf der Basis von Autonomien wären dann wieder Einheiten möglich, die nicht vereinnahmbar, umarmend oder ungleichgewichtig sind, Bündnisse sind besser aus eigener Stärke heraus einzugehen als aus einer durch eigene Schwäche bedingten Not. Auch hier wieder: Freundschaft basiert auf Respekt.

Die weiße Linke in ihrer Gesamtheit hat traditionell die Tendenz, davon überzeugt zu sein, im Besitz einer ziemlich umfassenden, oft starren Wahrheit zu sein. Die Anerkennung der triple oppression hat die Folge, zur Kenntnis zu nehmen, daß »andere« (je nach Geschlecht, »Rasse« und Klassenzugehörigkeit) ebenso über Erfahrungen an Unterdrückung und Widerstand verfügen, Erfahrungen aber, die »uns« subjektiv gar nicht zugänglich sind und es objektiv auch nur eingeschränkt werden können.

Autonomie bedeutet ja eben gerade das Selbstverständnis, daß jede/r (Gruppe) nur selbst bestimmen kann, wie sie/er sich wehren will und kann. Umgesetzt bedeutet dies das Ende jeglichen eurozentristischen und ideologischen »Sendungsbewußtseins«.

Die eingeforderte »Uneigennützigkeit« ist - wenn auch zum Teil, da in einer revolutionären Bewegung eine ebensolche Moral ihren Wert haben sollte - also nicht nur eine moralische Kategorie. Sie sollte eher Ausdruck der Erkenntnis sein, daß Befreiung nur in der Aufhebung aller Unterdrückungen bestehen kann, also eine politische und inhaltliche Kategorie.

Konkreter: Der Feind in Gestalt des westdeutschen Systems verändert sich an der Spitze der neuen Supermacht Europa zu größter Kenntlichkeit. Die kapitalistische Ausbeutung im Land (in der gerade-noch-DDR besonders) und die imperialistische Durchdringung nehmen sehr stark zu. Obwohl kaum vorstellbar, wird sich die des Trikonts noch verschärfen. Die Rassismen verändern sich, werden insgesamt stärker. Gegen TürkInnen, gegen Roma und Sinti, gegen PolInnen und VietnamesInnen und MozambiquanerInnen. Auch weiße Frauen sollen Positionen wieder verlieren und in die Unsichtbarkeit der Malocherin/Hausfrau zurückgedrängt werden.

Das alles ist so offensichtlich und auch bekannt, daß es hier nicht weiter beschrieben werden muß. Alle diese Veränderungen können als Unterdrückungen im Sinne der triple oppression analysiert und als Gesamtheit verstanden werden, die bekämpft werden kann. Wobei das Können von dem schon eingeforderten Bewußtsein von der Unteilbarkeit der Kämpfe und auch den dazugehörigen (organisatorischen) Konsequenzen mit abhängen wird.

Das erkennen zu lassen und vielleicht auch etwas mitanzuschieben, ist der praktische Sinn dieses Papiers.

Und dieser Sinn ist ihm hoffentlich anzumerken.

IX.

Einige Lesetips und etwas von der verwendeten Literatur:

Neville Alexander: *Wer Wind sät, wird Sturm ernten.* ISP-Verlag.

Er ist aus Kapstadt, hat zehn Jahre auf Robben Island gesessen und gehört zum sozialistischen Flügel in Südafrika. Das Buch enthält Reden und Aufsätze zu aktuellen Aufgaben der Schwarzen Bewegung und Theoretisches zu »Rasse«. Besonders lesenswert sind die Kapitel Nation und Ethnie in Südafrika; Rasse, Ethnie und Nationalismus in den Sozialwissenschaften des südlichen Afrika und Die Rolle von Frauen in der Gesellschaft.

Maria Mies: *Patriarchat und Kapital.* Rotpunkt-Verlag, Zürich.

Zusammenstellung der »Bielefelderinnen«-Theorie. Von der Situation des Feminismus über die Entstehung des Patriarchats und Kolonisierung und Hausfrauisierung bis hin zu feministischen Utopien. Ein Kapitel über Frauen und nationale Befreiung. Das Buch lohnt sehr. Einzige Einschränkung: Ihre Schlußfolgerung für eine Konsumbefreiungsbewegung von Hausfrauen sieht sehr nach Mittelklassestrategie aus.

Anja Meulenbelt: *Scheidelinien - Über Sexismus, Rassismus und Klassismus.* Rowohlt-Verlag.

Das Buch ist ganz anders, als ihre alten Bücher vermuten ließen. Es ist die m.W. einzige längere deutschsprachige Darstellung der triple oppression in Theorie und (niederländischer) Wirklichkeit. Viele Schwarze Frauentexte sind wirklich eingearbeitet worden. Als Buch zum Thema triple oppression sehr lesenswert.

Einschränkung: Ihre Problemlösungen sind sehr pädagogisch-individuell; daß es anders zu behandelnde Machtfragen sind, kommt nicht so richtig heraus.

Stuart Hall: *Ausgewählte Schriften.* Argument Verlag.

Er ist Mitbegründer des »Centre for Contemporary Cultural Studies« in England, sowas wie einer antirassistischen

Linken Denkfabrik. Im Buch sind ganz verschiedene Aufsätze, einer zum Politischen und Ökonomischen in der Marxschen Klassentheorie, der für die Kritik des Klassenbegriffs gut ist, und einer, der sich mit Gramscis Erneuerung des Marxismus und den Folgerungen für »Rasse« und Ethnizität beschäftigt. Eher theoretisch und manchmal schwierig zu lesen, aber sonst gibt es wenig aus der Richtung auf deutsch.

Lynne Segal: *Ist die Zukunft weiblich?* Fischer Taschenbuch

Der Wert dieses Buches - das sei vorausgeschickt - liegt im ersten Viertel von ca. 300 Seiten, das zu lesen jedoch ein Vergnügen ist. Sie arbeitet sehr gut die im Kern reaktionären Elemente des auch hierzulande populären kulturellen Feminismus (bekannte Vertreterinnen sind z.B. Andrea Dworkin, Robin Morgan, Adrienne Rich) heraus und kritisiert ihn als biologistisch, indem er die Unterschiede und Widersprüche zwischen den Geschlechtern auf ihren natürlichen Charakter, nicht aber auf ihre gesellschaftlichen und historischen Prämissen zurückführt. Die zentrale Kritik Segals besteht darin, daß diese dichotomische Weltsicht (der Mann ist von Natur aus böse, die Frau gut), mit ihren mythologischen und spiritistischen Reisen, die nur Frauen mit genügend Geld und Zeit teilen können, keinerlei Aussicht auf eine Veränderung oder gar Aufhebung patriarchaler Unterdrückung offenläßt (Rezension einer MitdiskutantIn).

Angela Davis: *Rassismus und Sexismus: Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA.* Elefantentpressverlag, Berlin.

Eine historische Analyse zur Situation und zum Widerstand von Schwarzen Frauen in den USA. Angefangen von der Zeit der Sklaverei über die Frauenwahlrechtsbewegung bis zu aktuellen Diskussionen, stellt sie die objektiven Bedingungen der Schwarzen Frauen in den USA dar. Gleichzeitig bezieht sie Stellung in den aufkommenden verschiedenen Auseinandersetzungen zwischen bürgerlichen und linken Frauen und gegen die verdeckten und offenen Rassismen von weißen Frauen gegenüber Schwarzen Frauen (und Schwarzen Männern). Ihre Konsequenzen gegen Ende des Buches sind stark von der Linie der USA-KP geprägt und nicht sehr überzeugend (ebenfalls von einer MitdiskutantIn rezensiert).

- Hazel V. Carby, *White Women Listen! Black Feminism and the Boundaries of Sisterhood*
- Pratibha Parmar, *Gender, Race and Class: Asian Women Resistance*
- Paul Gilroy, *Steppin' Out of Babylon - Race, Class, Autonomy* (Alle drei Texte in: *The Empire Strikes Back*, Hutchinson University Library London 1982)
- Frantz Fanon, *Schwarze Haut und weiße Masken*, Syndikat Verlag bzw. Suhrkamp.
- Albert Memmi, *Rassismus*, Athenäum-Verlag.
- Jenny Borune, *Towards an Antiracist Feminism*.
- dto. *Jewish Feminism and Identity Politics*, beides Race & Class, London.
- Leon Poliakov, *Über den Rassismus*, Klett-Cotta.
- Peripherie 24, *Rassismus (Artikel von John Solomos)*, Lateinamerikanachrichten-Vertrieb, Berlin.
- *Theorien über Rassismus*, Argument Sonderband 164.
- Assata Shakur, *Assata - an autobiography*, ZED Books, London. Jetzt in Deutsch bei Agipa Press, Bremen - sehr lohnendes Buch.
- Das Argument 173, *Geschlecht und Rassismus*, Argument-Verlag.
- Perspektiven 4, *Marxismus/Feminismus*, Perspektiven Verlag, Marburg.
- Cheryl Benard, *Die geschlossene Gesellschaft und ihre Rebellen - Die internationale Frauenbewegung und die schwarze Bewegung in den USA*, Syndikat Verlag.
- Projekt Wüstensand, *Die Brotrevolten in Nordafrika*. Bibabuze Düsseldorf.
- Ingrid Strobl, *Sag nie, du gehst den letzten Weg*, Fischer Taschenbuch.
- Svetlana Alexijewitsch, *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht*, Verlag am Galgenberg, Hamburg.
- Anita Kalpaka/Nora Rätzzel, *Die Schwierigkeit nicht rassistisch zu sein*, Express Edition Berlin.
- Angelika Ebbinghaus (Hrsg.), *Opfer und Täterinnen*, Greno/Volksblatt Verlag.
- Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Nr. 27/1990, *Geteilter Feminismus*.
- Chandra Talpade Mohanty, *Aus westlicher Sicht: Feministische Theorie und koloniale Diskurse*, in: Beiträge... Nr. 23/1988.
- *Denkverhältnisse - Feminismus und Kritik*, Edition Suhrkamp.
- Martha Mamozai, *Komplizinnen*, Rororo Taschenbuch.
- Martha Mamozai, *Schwarze Frau, weiße Herrin*.
- *Frauenleben in den deutschen Kolonien*, Rororo Taschenbuch.
- Jochen Blaschke (Hrsg.), *»Dritte Welt« in Europa - Probleme der Arbeitsimmigration*, Syndikat Verlag.
- Christel Neustüß, *Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung*, Verlag Rasch und Röhrig.
- Mahaim/Holt/Heinen, *Frauen und Arbeiterbewegung - SPD und Frauen, und Frauen, sowjetische Revolution und Frauen, Spanischer Bürgerkrieg* ISP-Verlag
- Silvia Kontos, *Die Partei steht wie ein Mann*, Stroemfeld Roter Stern.
- Marie Theres Knäpper, *Feminismus - Autonomie - Subjektivität*, Germinal Verlag
- Erich Fromm/Hilde Weiß, *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches - eine sozialpsychologische Untersuchung*, dtv Wissenschaft Taschenbuch
- *Sowjetische Frauenpolitik 1917-1939*, in: Sowjetunion 1921-39 - von Lenin zu Stalin, Reader des »Arbeiterkampf«
- »Sind wir uns denn so fremd?«, *Schwarze Frauen in der BRD*, Orlanda Frauenbuchverlag

- Nawal El Saadawi, *Tschador*, Edition Con
- Nawal El Saadawi, *Ich spucke auf euch*, Frauenbuchverlag
- Sandra Young, *Ein Rattenloch ist kein Vogelneest - Geschichte einer schwarzen Jugend*, Rororo Taschenbuch
- Werlhof u.a.; *Frauen, die letzte Kolonie*, Rororo Taschenbuch.
- Hirsch/Roth, *Das neue Gesicht des Kapitalismus*, VSA Verlag.
- Bosold/Robrecht, *Der »andere« Krieg*, in TAZ v. 3.6.89, über eine Fachtagung »Frauen als Opfer des Nationalsozialismus«
- Rossana Rossanda, *Marxismus und sexuelle Differenz*, Konkret 1/90.
- Wildcat, besonders Nr. 44 über Erfahrungen von Flüchtlingsinis
- 1999 - Zeitschrift für Sozialgeschichte, besonders 4/89 I.G. Auschwitz - Menschenversuche, Volksblatt Verlag Köln
- Autonomie NF, bes. Nr. 14, Schwarze Risse Verlag
- Materialien zum Antiimperialismus 1 und 2 (Mittelamerika/Brasilien) Schwarze Risse Verlag
- »Südafrika«, Broschüre von AKAFRIK, ISSA und IZ3W.
- Schwarzer Faden, Nr. 32, 3/89,

Juni/Juli/August 1990

Nachbemerkung:

Im Sommer 1990 habe ich eine vorhergehende Diskussion zwischen mehreren Frauen und wenigen Männern, die mir alle seit Jahren schreiben oder mich besuchen, schriftlich zusammengefaßt. Die Diskussion fand unter Knastbedingungen statt. Sie war also zeitraubend und an manchen Punkten, gerade was praktische Konsequenzen angeht - unvermeidlich vage. Die Zusammenfassung ist dann erneut diskutiert und verändert worden, bis sie von allen für veröffentlichbar gehalten wurde. Es ist aber immer noch ein Diskussionspapier, nicht alle teilen alle einzelnen Positionen im Papier in vollem Umfang.

Es war zunächst beabsichtigt, den Text ohne VerfasserInnenangabe zu verbreiten, da der Inhalt für sich sprechen sollte. Einige Nachfragen haben dann aber gezeigt, daß im autonomen linken Rahmen (VerfasserInnen-)Namen unverzichtbar zu sein scheinen bzw. deren Nichterwähnung den Eindruck erweckt, es sei geradezu geheim, von wem das Papier stammt.

Wenn nun mein Name druntersteht, soll das nicht überdecken, daß ich auf viele Probleme erst durch Anstöße von Frauen bzw. durch Frauentexte und Texte aus der Schwarzenbewegung gekommen bin.

Diese Einflüsse sind im Text - so hoffe ich - stark zu spüren. Auch die Überarbeitung der ursprünglichen Diskussionszusammenfassung war eine Co-Produktion; dieser Hinweis soll allerdings eine eventuelle Kritik an mir nicht abbiegen. Auch sollten Reaktionen nicht (nur) auf meinem Zellentisch landen, da die Triple-Oppression-Diskussion eine öffentliche Fortsetzung finden und nicht in irgendwelchen InsiderInnenkreisen stecken bleiben soll.

Im letzten halben Jahr ist die Diskussion der *Drei zu Eins*-DiskutantInnen weitergegangen; die Frage der Utopien, die über den Scenebereich hinausgehen, spielt dabei ebenso eine Rolle wie das genauere Analysieren der Beziehung Trikont-Metropole im kapitalistischen Weltsystem. Ständig problematisiert wurde und wird, inwieweit Männer bzw. Weiße fähig und berechtigt sind, Themen mitzudiskutieren, die Frauen bzw. Schwarze in erster Linie betreffen.

Ergebnisse dieser Diskussion lassen sich noch nicht zusammenfassen bzw. nicht einfach mit »Ja« oder »Nein« beantworten. Vielleicht wird es später ein weiteres Papier geben.

Ein anderer Aspekt des Textes sei noch betont: Er ist ein Beispiel für Diskussionen wie sie - auch - zwischen Gefangenen und Draußen geführt werden und geführt werden könnten.

Knast Werl, Januar 1991

Zweite Nachbemerkung

Die Neuauflage ist ein Anlaß darauf hinzuweisen, daß die Diskussionen, die vor zweieinhalb Jahren unter dem Titel »*Drei zu Eins*« zusammengefaßt wurden, bereits Ende der 80er Jahre liefen. Das

Ende der DDR und der UdSSR, der Krieg im früheren Jugoslawien und der zweite Golfkrieg hatten noch nicht stattgefunden. *Drei zu Eins* entstand vor Hoyerswerda, vor Rostock, vor der faschistischen Anschlagswelle gegen Flüchtlinge, Behinderte, Obdachlose, Schwule und Linke.

In den letzten zwei, drei Jahren hat sich auch die Situation (in) der (autonomen) Restlinken verändert; die Entwicklungen bei den RZ oder der RAF sind nur ein Beispiel dafür, wie schmal der Grat zwischen Umbruch und Desorientierung ist. Ursprünglich sollte *Drei zu Eins* lediglich eine längere Diskussion schriftlich festhalten, die Veröffentlichung war beinahe zufällig und die DiskutantInnen haben nicht mit der relativ großen Verbreitung des Textes gerechnet. Vieles ist in *Drei zu Eins* nur angerissen, nur begonnen, denn triple oppression und Rassismen-Kritik waren Ende der 80er Neuland in der BRD, es gab kaum Deutschsprachiges und noch weniger Diskussionen darüber. Die eher praktisch orientierten DiskutantInnen und auch ich, als Gefangener zum Theoretischen eher gezwungen, standen oft genug ratlos vor der Komplexität der aufgeworfenen Probleme einer konsequenten Anwendung des triple oppression-Ansatzes auf die Realität der Welt, auf linke Theorie und Praxis und nicht zuletzt auf uns selbst und in unserer Diskussion. Wir hatten und haben nicht den Durchblick bei allen Aspekten der Grundstrukturen: Klassenunterdrückung, Patriarchat und Rassismen; erst recht nicht den Durchblick bei deren unendlichen Zusammenhängen.

Drei zu Eins war und ist ein Diskussionspapier und eine Kritik an linken Wirklichkeiten, also etwas nie Fertiges. Es ist bestimmt kein Nachschlagewerk, aus dem jede/r nur noch nehmen muß, was sie/er braucht.

Der Kern des Papiers, die Propagierung von triple oppression-Analyse als Mittel zum besseren Verständnis der gesellschaftlichen Totalität und als zueinander-in-Beziehung-Setzung von anti-kapitalistischer, anti-patriarchaler und anti-rassistischer Theorie und Praxis, hat sich nicht überholt. Die Umbrüche und Ereignisse der letzten Jahre zeigen eher die Bedeutung dieses Ansatzes. Nationalismen zum Beispiel entziehen sich traditionellen Analysen, und die Verirrungen, die ein humanistisch maskierter Imperialismus zur Zeit in (ehemals) linken Köpfen anrichtet, sprechen auch für sich. Das Aufkommen der Rechten und ihrer Ideologien läßt sich auch nicht mit Antifa-Vorstellungen aus den 20er und 30er Jahren bekämpfen, die von anti-patriarchaler Kritik und (neuen) Rassismen noch wenig wußten. Die in *Drei zu Eins* deutlich angegriffenen Binnenstrukturen der autonomen Zusammenhänge verdienen Kritik - heute leider keineswegs weniger wie vor ein paar Jahren.

Die Reaktionen auf *Drei zu Eins* waren manchmal selektiv, so wurde es als »antirassistisches Papier« aufgefaßt und über dieses aktuelle Thema wurden Kapitalismus- und Patriarchatskritik verdrängt. Es wäre eine bitterböse Ironie, wenn die Überwindung des alten »Hauptwiderspruchs« Klassenkampf mit der schleichenden Einführung eines neuen »Hauptwiderspruchs« Rassismen bezahlt werden müßte...

Das in *Drei zu Eins* vorgeschlagene Denkmodell des »Netzes« war gedacht als Verbesserung gängiger bipolarer Vorstellungen und monokausalen Denkens. Selbstverständlich ist auch ein »Netz« ein aus der Mechanik entnommenes Bild, welches die Komplexität der triple oppression-Verknüpfungen nie vollständig wiedergeben kann. Als Vorstellungsbehelf ist es dennoch ein Fortschritt gegenüber simplen »oben/unten« Schemata und deshalb doch verwendbar. In *Drei zu Eins* werden Begriffe verwendet, die eigentlich zuvor für die triple oppression-Analyse neu inhaltlich zu bestimmen gewesen wären. Schlecht sind z.B. die dort eingangs aufgeführten »Definitionen« von verschiedenen Kämpfen, die so trennen, wie nicht (mehr) getrennt werden sollte. Auch der politische Begriff »Schwarz« kann keine festgefügte Zuschreibung sein, da sich manche MigrantInnen und jüdische Frauen ausdrücklich nicht als »Schwarz« in diesem Sinn definieren.

Daß solche Ungenauigkeiten im Papier und bis heute immer wieder unterlaufen, hat seine Ursache in der paradoxen Schwierigkeit, daß neue Begriffe erst mit einer neuen Praxis und einem neuen Verständnis entstehen, während mit den vorhandenen alten Begriffen eben diese neue Praxis und eben dieses neue Verständnis noch nicht völlig zutreffend erfaßt werden können.

In dieser zweiten Nachbemerkung können wegen Platzmangel und Zeitknappheit nicht alle Mängel des *Drei zu Eins*-Papiers ausgebessert werden. Aber ein paar davon sind dringend festzustellen und

weitere können als Beispiele für mögliche Ergänzungen und Verbesserungen der triple oppression-Diskussion verstanden werden.

Zwei erhebliche Fehler zuerst:

In *Drei zu Eins* fehlt die gesamte Kritik der Behindertenbewegung an dem Fortschrittsbegriff und Produktivismus, wie er zum Teil von Linken aus der bürgerlichen Ideologie übernommen wurde. Die linken »Utopien eines von Leid und Krankheit befreiten Menschen« enthalten eine »versteckte Gewaltförmigkeit, die spätestens da offenbar wird, wo ihr therapeutischer Elan auf Grenzen stößt, weil sich die 'Patienten' als therapieresistent erweisen. (...)

Für alte, kranke, behinderte, sozial 'abweichende' Personen ist in diesem Menschenbild kein Platz. Sie finden sich auf den unteren Sprossen einer Hierarchieleiter von Wertigkeiten wieder, an deren Ende der Status Mensch selbst zur Disposition steht. An diesem Punkt setzen die Tötungs-Phantasien und Tötungs-Pläne der neuen und alten 'Euthanasie'-Propagandisten ein. (...) Die Dogmatisierung der Produktivkraftentwicklung als Motor des geschichtlichen Evolutionsprozesses behinderte eine Auseinandersetzung mit den konkreten Inhalten und der Qualität des 'wissenschaftlich-technischen Fortschritts'. Und wo der Mensch der Logik der geschichtlichen Entwicklung nicht folgte oder den Erfordernissen einer sozialistischen Arbeitsgesellschaft nicht genügte, erlagen auch kommunistische Wissenschaftler der Versuchung, den Menschen an diese Bedingungen anpassen zu wollen, verbessernd in ihn einzugreifen - und sei es über die Indienstnahme der Vererbungslehre und Humanbiologie. Auch linke Utopien von der Vervollkommnung, von einem 'neuen Menschen' sind vor diesem Hintergrund auf ihre unterschwellig gewaltförmigen Implikationen zu befragen.« (Zitate aus: »Tödliche Ethik - Beiträge gegen Euthanasie und Eugenik«, Verlag Libertäre Assoziation). Diese Befragung hat in *Drei zu Eins* nicht stattgefunden.

Ein ebenso wesentlicher Fehler in *Drei zu Eins* ist die verkürzte Abhandlung von Antisemitismus. Im Papier wird er lediglich als ein Element des NS behandelt, wodurch seine jahrhundertalte Geschichte vor und nach Auschwitz abgeschnitten wurde. Rassismen in Deutschland sind jedoch ohne Kenntnis der Verfolgung der JüdInnen nicht, oder nur unvollständig verstehbar. Neben dem *Drei-zu-Eins*-Exkurs zum kommunistischen Widerstand fehlt eine ausdrückliche Darstellung des Kampfes jüdischer PartisanInnen und GhettokämpferInnen gegen die Vernichtungsmaschinerie. In den Erinnerungen von Bernard Goldstein (»Die Sterne sind Zeugen«), Marek Edelman (»Dem Herrgott zuvorkommen«) und anderen ist er eindringlich beschrieben worden.

In nachfolgenden Diskussionen zwischen alten *Drei-zu-Eins*-DiskutantInnen tauchten in zwei Punkten Differenzen auf, die hier nun nur aus meiner (K.V.) Sicht beschrieben werden. Eher theoretisch bedeutsam ist die Frage, ob Antisemitismus, wie in *Drei zu Eins* geschehen, als ein »Sonderfall« von Rassismen richtig erfaßt werden kann, oder ob er in Form »antisemitischer Strukturen« größere Bedeutung und Ausmaße hat. Oder wird damit der Begriff überdehnt und sind die Aspekte der »antisemitischen Strukturen« doch den tripple-oppression-Grundstrukturen zuordbar? Beim zweiten Streitpunkt spielen die unterschiedlichen politischen Biographien und Interessen der Beteiligten mit hinein. Es geht um die Bewertung des linken Antizionismus, wie er als Solidarität mit den PalästinenserInnen im Rahmen des neuen Internationalismus Ende der 60er Jahre entstand. An diesem ursprünglichen Kern muß bei aller Kritik an einigen Aktionen und Erklärungen früherer Jahre meines Erachtens festgehalten werden - insbesondere gegen die GolfkriegsbellizistInnen, die die internationale Solidarität gerne als eine »68er-Sünde« abhaken würden. Ob die Bezeichnung Antizionismus noch verwendbar ist, ist eine eher sekundäre Frage. Entscheidend bei jeder Kritik an Israel ist ihre Abgrenzung gegen antisemitisch eingefärbte Ressentiments und ihr genauer Bezug auf konkrete Fakten, wie z.B. die Vertreibungen und Landnahmen durch zionistische SiedlerInnen in Palästina, die massive Unterdrückung der Intifada, die Folter in israelischen Knästen, die Invasion des Libanon, die Bombardierung von Flüchtlingslagern, die israelische Unterstützung für Militärdiktaturen und Südafrika und die Rolle der Atommacht Israel als Vorposten der Nato. Daran muß 1993 deshalb erinnert werden, weil einige Altlinke jede Kritik an Israel mit einem pauschalen und theoretisch aufwendig hergeleiteten Antisemitismusvorwurf verunmöglichen wollen. (Um Mißverständnissen vorzubeugen: im *Drei-zu-Eins*-Kreis gibt es solche Altlinken nicht.)

Jenseits aller Differenzen in Einzelfragen ist unbestritten, daß der Stellenwert und die ständige

Notwendigkeit einer linken (Selbst-)Kritik des Antisemitismus in *Drei zu Eins* nicht genug berücksichtigt wurde.

Zu weiteren, weniger gravierenden Mängeln in *Drei zu Eins*:

Eher eine Auslassung durch begriffliche Faulheit ist die Verwendung von triple oppression (dreifache Unterdrückung) ohne Differenzierung in »verschiedene Kategorien von Unterdrückung: Ausbeutung, Marginalisierung, Machtlosigkeit, kultureller Imperialismus und Gewalt.« (siehe »Herrenvolk...«, S. 58ff.) Diese Kategorien sind nicht vollständig und können im Rahmen der Grundstrukturen nochmal unterschiedlich ausgeprägt und kombiniert sein. »Unterdrückung« ist jedenfalls zu konkretisieren in genaueren Diskussionen.

Zu Recht ist (u.a. von lupus) kritisiert worden, daß in *Drei zu Eins* von

Unterdrückungsverhältnissen gesprochen wird, ohne die in diesen Verhältnissen lebenden und diese Verhältnisse reproduzierenden Subjekte auf ihre Innerlichkeit hin zu beschreiben. So entstand der Eindruck, als gäbe es in den Individuen einen »Ort jenseits von Widersprüchen«, als zöge sich das »Netz« nicht auch durch die Köpfe und Herzen der einzelnen Subjekte hindurch. Die Zerstörung von Verhältnissen ist in *Drei zu Eins* völlig zu recht gefordert, aber nicht mit einer Emanzipationsstrategie der Individuen verbunden worden. Welche individuellen Lebensentwürfe wären unter triple oppression-Voraussetzungen revolutionär? Wie hätten Revolutionen auszusehen, die emanzipatorische Lebensentwürfe zulassen würden?

Die Vorstellung monolithischer Subjekte, die eine ungebrochene Identität durch ihre gesellschaftliche Stellung quasi zugewiesen bekämen, wäre völlig falsch. Bewußtsein und Absichten sind nichts dem »politischen Prozeß Vorausgesetztes«, sondern sie werden erst durch »materielle Lagen, Erfahrungen, Weltbilder, traditionelle Situationsdeutungen (Alltagsbewußtsein) und 'Werte' so miteinander verknüpft, daß sie als politisch wirksame 'Interessen' erst zur Sprache kommen. 'Objektive' gesellschaftliche Stellungen und die damit verbundenen Erfahrungen setzen sich erst über einen sehr komplexen und widersprüchlichen Vermittlungszusammenhang in 'Interessen' um.« Und weil »jedes Individuum an einer ganzen Reihe von gesellschaftlichen Beziehungen (z.B. Privilegien und Unterdrückungen) teilhat, ist es Sitz einer Pluralität von Bestimmungen, wobei jede bestimmte Subjektpositionen aufbaut. Jedes Individuum ist daher notwendig vielgliedrig, heterogen.« (Hirsch, »Kapitalismus ohne Alternative?«, VSA). Daß Gefühle und die »Persönlichkeitsanteile hinter den Kulissen« Einfluß auf Denken und Praxis nehmen, müßte Gegenstand einer politischen Psychologie der triple oppression sein. Mit Psychologismen hätte sie nichts zu tun, da sie den gesellschaftlichen Rahmen der Subjekt-Binnenstrukturen ständig einbezöge.

Eine andere begriffliche Faulheit mit Folgen ist die Verwendung der Formulierung »weiße Flecken« in *Drei zu Eins* gewesen. Zwar ist es zutreffend, daß es viele Wissenslücken gibt und schon aus Unwissenheit Fehler unterlaufen, aber es geht bei dem, was in *Drei zu Eins* mit »weiße Flecken« umschrieben wurde um erheblich mehr. »Wahrnehmungsfiler« (D. King) hängen an subjektiven Realitäten und sind interessengebundene Erkenntnisweisen. Diese Erkenntnisweisen sind keine fehlerhafte Widerspiegelung der wirklichen Welt in den subjektiven Gedanken, sondern eine Art und Weise der »Unsichtbar-Machung« von Realitäten.

Einen »weißen Fleck« auszufüllen bedeutet demnach nicht, ihn wie ein Bild mit hinzugelerten Informationen auszumalen, sondern ihn als bisher verschlossenes Fenster im Gedanken- und Handlungsgebäude zu öffnen und neue Welten zu begreifen und in ihnen versuchen zu leben. Es verändert sich somit nicht einfach ein Stückchen der individuellen oder linken »Landkarte«, es verändert sich die subjektive und kollektive Realität.

Die Aufforderung zur Solidarität und »Selbstlosigkeit« in *Drei zu Eins* ist gelegentlich als Aufforderung zu einer »Stellvertreterpolitik« verstanden worden. Mit der Verwendung des Begriffs »Selbstlosigkeit« sollte lediglich eine Betroffenheits-Politik kritisiert werden, bei der Verbindlichkeit und kontinuierliche Konsequenz immer wieder von jeweiligen subjektiven Befindlichkeiten zersplittert wird. Der Fehler am Begriff »Selbstlosigkeit« ist aber der, daß er eine unausgesprochene Teilung von »selbst« und »andere« vornimmt. Richtig wäre es, von einem »Zusammenhang von Beziehungen« zu sprechen, in dem das »selbst« immer präsent ist und sich entwickelt, weil es »die anderen« als Beziehungsteil seiner selbst erkennt. Einfach ausgedrückt: Offenheit, sich Einlassen auf und lernen von Personen und Verhältnissen jenseits des eigenen

Tellerrands und das Ziehen von persönlichen, praktischen Konsequenzen daraus ist bestimmt keine »Stellvertreterpolitik«, sondern von Subjekten bewußt getragene Solidarität.

Die Angelegenheiten, Kämpfe und Wünsche der vormals »anderen« werden zu eigenen, ohne daß dabei die jeweiligen eigenen Ausgangsbedingungen und Privilegienunterschiede in Vergessenheit geraten oder gar reproduziert werden dürfen.

Es wäre auch gut gewesen, wären in *Drei zu Eins* längere Abschnitte zu einem neuen Internationalismus, zu den Nationalismen und zu einzelnen Metropole-Trikont-Verhältnissen gewesen. Auch eine Auseinandersetzung mit anti-patriarchalen Ansätzen von Männern und das Wissen und die Erfahrungen der ex-DDR-Linken über Rassismen und Patriarchat im realen Sozialismus hätten ihre Bedeutung gehabt. Die *Drei zu Eins*-DiskutantInnen haben das seinerzeit nicht geschafft oder hatten keine direkten Bezüge zu diesen Themen - es ist aber auch niemand daran gehindert, die Lücken später oder in anderen Zusammenhängen noch zu füllen.

Zum Abschluß, auch wenn es nur kurz angesprochen werden kann, noch etwas Grundsätzliches, was in der alltäglichen Arbeit und hinter dem Problemberg der triple oppression-Diskussion leicht in Vergessenheit gerät. Besonders in einer Zeit, wo Rechte und ihre Ideologien auf dem Vormarsch sind, ist es unverzichtbar, den Begriff »links« erneut als Identitätsbestimmung inhaltlich auszufüllen. Der Kern dessen, was »links« bedeutet, war und ist in dem berühmten Satz von Marx enthalten: »... alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist!«

Der triple oppression-Ansatz kritisiert nicht etwa den dort ausgedrückten linken Universalismus des »Umwerfens aller Verhältnisse«, er kritisiert vielmehr, daß die (alte) Linke ihrem eigenen universalistischen Anspruch nie gerecht wurde. »Der Mensch« war für sie männlich, weiß, Lohnarbeiter und Metropolenbewohner - und auch nur die ihn unterdrückenden Verhältnisse suchte sie umzuwerfen.

Gegenüber einem falschen, »unsichtbar-machenden« Universalismus anerkennt der triple oppression-Ansatz drei Grundstrukturen von Herrschaft und respektiert die Autonomien der Frauen, Schwarzen und ArbeiterInnen, ihre jeweilige Kritik an den Verhältnissen und auch ihre (Selbst)Organisationen. Es ist allerdings ein noch praktisch und theoretisch zu lösendes Problem, wo die Grenze zwischen einer erforderlichen universalistischen Strategie des »Umwerfens aller Verhältnisse« und der Respektierung der Autonomien und ihrer Wege zum Umwerfen von Verhältnissen zu ziehen ist. Wichtiger noch: wie sich diese Grenze aufheben ließe.

In dem oben erwähnten Marx-Zitat ist »der Mensch ein bislang lediglich behaupteter, jedoch nie erreichter Zustand, der sich erst realisieren kann in einer Gesellschaft, die jede Wertung von Geschlechtern, 'Rassen' und Klassen negiert. Die also die bislang herrschende Norm aufhebt, welche nicht nur das Verhalten der Menschen bestimmt, sondern auch - durch tiefe Verwurzelung - ihre Bedürfnisse und Träume.« (Ingrid Strobl, »Angst vor den Frösten der Freiheit«).

Knast Werl, Februar 1993

Anmerkungen:

Folgende Kritiken an *Drei zu Eins* sind lesenswert und publiziert:

- lupus: *Von Grundlagen und anderen verborgenen Dingen*, in: *Geschichte. Rassismus und das Boot*.
- lisA: *Neuer Wein in alten Schläuchen*, in: AK 336 und »17°«
- *drei zu eins oder eins zu drei?* in: *Graswurzelrevolution* 166
- *drei zu eins für wen?* in: *Wildcat* 57, eine Kritik dieser Kritik in *Wildcat* 58.

Drei Bücher, die sich auf *Drei zu Eins* nicht unbedingt beziehen, aber für triple oppression-Diskussionen wichtig sind:

- autonome l.u.p.u.s.-Gruppe: *Geschichte, Rassismus und das Boot*. Edition ID-Archiv.

Ein Sammelband von Beiträgen, die sich an die hier veröffentlichte »doitschstunde« anschließen und den Zustand der autonomen Linken meist treffend charakterisieren.

- Andreas Foitzig u.a.: »*Ein Herrenvolk von Untertanen*«: *Rassismus-Nationalismus-Sexismus*, Diss-Studien Verlag, Duisburg.

Ein Sammelband mit durchweg guten Beiträgen von Birgit Rommelspacher, Walter Moßmann, Martha Mamozai u.a.

- *¡basta! Frauen gegen Kolonialismus*, Edition ID-Archiv.

Noch ein Sammelband mit Texten von Frauen aus Lateinamerika und den USA hauptsächlich. »Mehrfache Unterdrückung, vielfältiges Bewußtsein« von Deborah King ist für die triple oppression-Diskussion besonders gut, ebenso die »Gratwanderungen - Überlegungen zu einem feministischen Internationalismus« des herausgebenden Frauenkollektivs.

autonome L.U.P.U.S. Gruppe R/M

Deutsch-Stunde

Originalfassung mit autonomen Untertiteln

Kriegsbedingter Vorspann

Eigentlich hatten wir den guten Vorsatz, die Diskussionen unter uns und über uns hinaus in den Rohentwurf miteinzubeziehen bzw. zu verarbeiten. Der Golfkrieg kam dazwischen... wieder des an sich richtigen Bewußtseins, daß wir unsere Auseinandersetzungen und Perspektivdiskussionen »eigentlich« nicht aussetzen dürften. Im Gegenteil: Unsere Schwierigkeiten, aus der humanistischen Logik einer Anti-Kriegs-Bewegung auszubrechen, haben eben nicht nur damit etwas zu tun, daß - wie so oft - wir erst einmal warten, bis es 5 vor 12 ist und dann, frühestens 1/4 nach 12 kapieren, daß es wieder einmal verdammt spät ist. Unsere Schwierigkeiten haben ganz wesentlich etwas mit mangelnden Strukturen und Positionen zu tun. All das jetzt ausgleichen zu wollen, kostet ungeheuerlich viel Kraft und zwingt gerade zu der Kurzatmigkeit, die wir im nachhinein wieder genau analysieren können. Zum Papier selbst: Konzeptionell waren drei Teile gedacht, die sich aufeinander beziehen sollten: Teil 2 sollte sich nochmal genauer mit Nationalismus auseinandersetzen, Teil 3 sich mit letzter Kraft auf Rassismus stürzen.

Nun ist uns erstmal die Luft auf der Straße ausgegangen. Wir können nur eins ganz fest versprechen: je schneller wir es in Europa, in der BRD, schaffen, den Krieg am Golf politisch hier nicht mehr durchsetzbar zu machen, desto früher setzen wir uns wieder auf den Hosenboden und lassen die Federn heiß laufen. Ehrenwort. Also ran.
21.1.91

Anleitung zur Spurensicherung Was wäre ein Text aus unseren Reihen ohne Einschränkungen. Vorneweg also zwei Einschränkungen und zum Ausgleich eine »Übertreibung«.

Bisher verstand sich das »wir« in den Texten immer auch als geschichtliches »wir«; ein Parabolspiegel für bestimmte Diskussionen, für einen Teil autonomer Geschichte. Der folgende Text kann dieses »wir« kaum noch in Anspruch nehmen. Er ist geradezu verkehrt entstanden - nicht als Reflexion geführter Diskussionen und formulierter Positionen, sondern aus dem erdrückend- gewordenen Stillschweigen zu diesem Thema.

Die zweite Einschränkung betrifft den Geltungsbereich des Gesagten.

So internationalistisch wir uns auch geben, so sehr stoßen unsere Überlegungen und Einschätzungen an die Mauer, an die Grenzen zur ex-DDR. So entschieden wir auch andernorts gegen Mauern anrennen, die Grenze zur DDR war über Jahrzehnte Demarkationslinie - oder besser gesagt: Endpunkt militanter Neugierde und Erfahrungen. Über diese Unwissenheit wollen wir nicht hinwegtäuschen. Es gibt kaum eine politische Strömung, die die eingestürzte DDR-Mauer mit soviel Zynismus und Ablehnung gegenüber den »Zonies« innerlich wieder aufrichtet, wie unsere autonome Szene.

Eine andere, selbstgestellte Vorgabe können wir mehr denn je einhalten. Wir verstanden unsere Texte nie als eine Art politische Rückversicherung des »Angesagten«, des Unbestrittenen. Der Reiz des Schreibens bestand immer auch darin, am anstößigsten, am umstrittensten, unsere Erfahrungen zu messen. Ohne viel zu tun, knüpfen wir daran an.

Es gibt kaum ein Terrain, das so unberührt von militanten Annäherungen ist, wie die »deutsche Frage«. Beharrlich und verblüffend vereint hat die Linke seit Jahren ihre eigene, deutsche Identität exterritorialisiert, außer Landes gebracht. Der MIR in Chile, die Tupas in Uruguay, die Befreiungsbewegungen in El Salvador und Nicaragua waren uns immer näher, als die eigene, deutsche Geschichte. Seit fast 20 Jahren betrachten wir die deutsche Geschichte mehr vom politisch außenstehenden, als vom Standpunkt des dazugehörigen. Nur wer ganz gemein ist, erkennt uns

trotz aller Formen der Exilierung - als Deutsche.

Die Mauer ist gefallen - wir mauern weiter

Mit dem Jahr 1989 brachen politische, ökonomische und ideologische Koordinaten zusammen, an denen sich nicht nur herrschende Politik, sondern auch unser Widerstand orientierte:

- mit dem Zusammenbruch der DDR ist eine weitere deutsche Kriegsschuld (die Teilung Deutschlands) vermeintlich getilgt. Mit der (Selbst)auflösung des SED-Regimes haben die westdeutschen Protagonisten des »Kalten Krieges« nicht nur eine nachträgliche Rechtfertigung bekommen - der Systemkampf zweier vermeintlich so verschiedener Gesellschaftsordnungen ist eindeutig zugunsten des Originals (BRD), zulasten einer Fälschung (DDR) entschieden worden.
- mit dem Zusammenbruch des Ostblocks ist nicht nur das herrschende Blockdenken zusammengebrochen, sondern auch die herrschende Militärdoktrin vom Frieden durch gegenseitige Abschreckung. Die Grenzen der NATO beginnen sich sichtbar zu verändern.
- mit der Metamorphose der UdSSR vom »Reich des Bösen« zum Hilfssheriff des ideellen Gesamtpolizisten USA ist die imperiale Aufteilung der Welt in zwei Hemisphären aufgekündigt - eine Neuverteilung, unter aktiver Beteiligung Westeuropas, hat gerade erst begonnen.
- ist Mittel- und Südamerika für die USA ihr »Hinterhof«, so droht im Zuge der Neuordnung der einstige Ostblock zum »Hinterhof« Westeuropas zu werden.
- haben bisher um die Macht kämpfende oder zur Macht gekommene Befreiungsbewegungen von den hegemonialen Interessenkollisionen - materiell und politisch - profitiert (Kuba, Angola, Nicaragua z.B.), so werden sich auf unabsehbare Zeit diese Spiel- und Handlungsräume nicht mehr ergeben.
- mit der freiwilligen Hingabe der KPdSU zum »Erzfeind der Menschheit«, ist die »Freie Welt« dabei, ein einst unüberwindbar erscheinendes Hindernis auf dem Weg zu einer imperialen Weltordnung zu beseitigen. Bush hat anlässlich des Wüstenfeldzuges vor der UNO ganz und gar nicht halluziniert, als er - ohne Veto - von einer neuen »Ära einer Weltfriedensordnung« sprach. Damit sind nur einige wenige Veränderungen und Auswirkungen angedeutet.

Und was machen wir, die Linke?

Die Grünen täuschten wieder einmal kurz links an - indem sie anfangs noch an der deutsch-deutschen Grenze Halt machten (»Zwei-Staatlichkeits-Prothese«), um dann - »mit«befreit von den deutschen Kriegsfolgen und selbstbefreit vom rechts-links-Denken - rechts vorbei(-gedacht) bis zum Golf durchbrachen, im Rahmen einer Grünen NATO-Weltfriedenstruppe (vgl. z.B. gewaltfreier, grüner Militärstrategie Udo Knapp).

Ein Teil der »radikalen Linken« und andere heimat- und vor allem parteilos gewordene Linke heilen ihre Wunden aus Grünen Zeiten mit der miesesten Version parlamentarischer Opposition: Wozu die SPD 100 Jahre, die Grünen 10 Jahre brauchten, das schafft die PDS bereits mit ihrer »Umgründung«. Eine Schrotladung voller scheidemokratischer, -oppositioneller und -sozialistischer Phrasen.

Viele Antifa-Gruppen und ein Teil des KB-Spektrums verlegen sich auf eine Neuauflage der Faschismusthesen der 70er Jahre, beschwören die »ungebrochene Tradition des deutschen Faschismus«, das drohende »4. Reich« und rufen zum Kampf gegen das »wiedererwachte Deutschland« auf.

Die Genossen/innen aus dem anarchistischen Spektrum propagieren angesichts der ersten gesamtdeutschen Wahlen am 2.12.90 den »aktiven Wahlboykott« - eine Waffe, die stumpf bleibt, wenn sie nicht Ausdruck, sondern Ersatz für politische Interventionen und soziale Kämpfe ist. Die »Swing«, autonomes Rhein-Main-Info vom Februar '90, unterlegte das Titelbild einer von SS-Soldaten abgeführten jüdischen Familie mit den Balkensätzen: »Kein 4. Reich - Tod dem Faschismus gegen Wiedervereinigung«.

Die RAF schrieb noch Mitte der 80er Jahre vom »Imperialistischen Projekt des globalen Faschismus« und es bleibt abzuwarten, ob dieses Großdeutschland ein Grund mehr ist, daran festzuhalten.

Zumindest in der RAF-Erklärung zum Anschlag auf die US-Botschaft in Bonn am 13.2.91 wird die These vom 4. Reich wiederholt: »Das 4. Reich braucht... (für seine neue Weltmachtrolle, d. Verf.) die losgelassene Militärmaschine genauso dringend, wie schon die Nazis sie gebraucht haben. Die

Interessen des deutschen Kapitals sollen nach 45 Jahren endlich wieder mit der ganzen Brutalität der Kriegsmaschinerie durchgesetzt werden können.« (taz-Dokumentation v. 15.2.91)

Und wie reagieren wir als Autonome?

Erst mal so, als ob uns das Ganze nichts angehe. Hartnäckig und geradezu bockig hielten wir über Monate durch. Erst in den letzten Monaten, als eh alles zu spät war, kann man mit viel Mühe - ohne Anspruch auf Vollständigkeit - zwei Positionen in groben Zügen ausmachen: Die erste ist augenscheinlich recht analytisch. Seit Jahren scheren wir uns nicht um Grenzverläufe und Nationenhickhack. Unser Selbstverständnis und Handeln bestimmt sich nicht entlang nationaler Grenzen, sondern an unserem militanten Internationalismus (»Die Grenzen verlaufen nicht zwischen Nationen, sondern zwischen Oben und Unten«). Wenn die Mauer zusammenbricht, die Ostblockgrenzen sich auflösen, die Weltkarte neu geschrieben wird, dann mag das ein Problem der Herrschenden sein. Unsere Bezugspunkte sind die Aufstände, die riots... weltweit... und damit basta. Die herrschende Realität wird das verdammt nochmal zur Kenntnis nehmen und sich nach uns richten.

Ist die erste Antwort Kosmopolitik und Kopf pur, ist die zweite Antwort dafür umso mehr Bauch: »Halt's Maul, Deutschland. Es reicht« (Aufruf zu den Aktionstagen für den Wiederzusammenbruch vom 30.9-3.10.90 in Berlin).

Wenn es uns schon nicht mehr gelingt, die Ohren zuzuhalten, dann sollen die wenigstens ihr Maul halten - als hätten wir was zu sagen...

»Halt«s Maul Deutschland. Es reicht.« In Berlin reichte es für eine Demo mit ca. 15.000 Menschen, in Frankfurt für eine Spontandemo von ca. 50-100 Menschen. Das reicht vorne und hinten nicht. Es hat sich wohl weitgehend herumgesprochen. Die Linke im allgemeinen und die Autonomen im besonderen stecken in einer Krise. Die Ereignisse 89/90, der Mauerdurchbruch, die politische Ausschaltung der TrägerInnen der DDR-Opposition, der als Staatsvertrag getarnte Kaufvertrag über die Ex-DDR usw. sind nicht der eigentliche Grund für unsere Krise. In ihnen drückt sich vielmehr in aller Konsequenz unsere radikale Abwesenheit aus. Wir waren zu keiner Zeit ein zu beachtender Stolperstein auf dem Weg zur »Wiedervereinigung«. Es ist nicht die Niederlage, die uns so ohnmächtig macht, sondern die Bedeutungslosigkeit, die uns mit den deutsch-deutschen Ereignissen vor Augen geführt wurde. Gab es in den letzten 20 Jahren zu allen Fragen von oben einen Widerstand von unten, der öffentlich beachtet, reformistisch aufgegriffen und repressiv verfolgt werden mußte, so waren die wenigen Proteste und Widerstände 89/90 kaum noch eine Randnotiz wert.

Damit sind Relationen und Gewichts-Verhältnisse offensichtlich geworden, die in den Kämpfen an Bauzäunen, Mauern und Projekten allzuoft untergingen.

Am augenscheinlichsten sind mit den Ereignissen 89/90 jahrzehntelang, weitgehend unumstrittene Welt-Bilder und -Ordnungen zusammengebrochen. Was für die Reformierten (von Grünen bis hin zu den kommunistischen ex-Partei-Soldaten) als letzter Akt der Befreiung gefeiert wird und in selbstläuternden Gelöbnissen zum »geeeinten« Deutschland seinen Höhepunkt fand, ist für viele Linke ein Grund mehr, an diesen Welt- und Ordnungsbildern festzuhalten. Aus Angst, tatsächliche Risse, Brüche und Veränderungen könnten alles in Frage stellen, werden allzuoft mit ideologischer Füllmasse begründete Unsicherheiten und Zweifel glattgestrichen. Was für die reformierte Linke in ideologisch-enthemmte Machtpolitik mündet, endet - vorläufig - unter uns in Sprachlosigkeit oder unsäglichen Flugblättern.

In der Ritualisierung von Antworten, gerade wenn es um Fragen nach dem deutschen Faschismus, Nationalismus und Rassismus geht, sehen wir einen Grund für unsere Unfähigkeit, auf die Ereignisse der letzten Jahre zu reagieren. Wenn wir auf dieses Deutschland mehr Antworten suchen als Gegen-Rituale, dann müssen wir doch einschränkend hinzufügen, daß wir der »Macht der Erkenntnis« nur eine ganze bescheidene Wirkung zusprechen. Das »richtige« Bewußtsein ist heute mehr denn je eine äußerst unzulängliche Waffe.

Das »4. Reich« - oder die politische Selbstentwaffnung militanten Antifaschismus

Es gibt selten ein Thema, wo es uns sowenig auf Unterscheidungen, Differenzierungen und vorsichtige Annäherungen ankommt, wie beim Thema »deutscher Faschismus«. Je praller wir - verbal - zuschlagen, desto antifaschistischer. Wobei die von uns, die Zweifel äußern,

Differenzierungen fordern, immer mit dem Verdacht zu kämpfen haben, es nicht richtig ernst zu meinen, der wachsenden Faschismus-Gefahr nicht ins Auge zu sehen.

Es gibt kaum ein Thema, das so bestimmend Männersache ist, wie in antifaschistischen Zusammenhängen. Das hat weniger etwas mit Gewalt-gegen-Gewalt zu tun, vielmehr mit Um- und Herangehensweisen, die Gemeinsamkeiten mehr gegenüber dem Feind aufrichten, als an eigenen, anderen Lebensvorstellungen.

Es gibt kaum ein Thema, das so voller Gegen-Rituale, inhaltlicher Umkehrungen und standardisierter Antworten ist, wie der Anti-Faschismus der letzten 10-15 Jahre (»Ausländer raus« - »Nazis raus«; »Rotfront verrecke« - »Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft«; Nazi-Embleme - Antifa-Embleme...).

Wenn es um Faschismus geht, schrumpfen die Unterschiedlichkeiten zwischen KB, Antifa, K-Gruppen, AntiimperialistInnen und Autonomen auf's unscheinbare. Offensichtlich sind wir uns mehr oder weniger einig: Im Kampf gegen die »ungebrochene Tradition des deutschen Faschismus«, gegen den wachsenden Nationalismus, gegen verschärfte

AusländerInnenfeindlichkeit und gegen die zunehmenden Rassismen. Die Summe all dieser Kontinuitäten mündet im gemeinsamen Aufruf, ein - drohendes - »4. Reich« zu verhindern.

Es sind - ohne dies hier weiter auszuführen - im wesentlichen die Faschismusthesen der 70er Jahre. Oder unter Berücksichtigung des Zeitfaktors: alles, was wir schon immer gesagt, wovor wir schon lange gewarnt haben mit Großdeutschland malgenommen (wobei Sexismus und Patriarchatskritik mehr additiv als qualitativ dazukommen).

Wenn wir im Folgenden die Faschismusthesen der 70er Jahre kritisieren, dann aus zwei Gründen:
1. Wir halten diese heute für politisch selbstentwaffnend. Anstatt unseren Blick und unser Handeln für Widersprüche, Gegenläufigkeiten und Veränderungen zu schärfen, ebenen wir sie ein und machen sie damit unangreifbar. Wie wenig wir mit diesen »Wiederholungen« die Veränderungen der letzten Jahre einholen konnten, beweist die Reibungslosigkeit deutsch-deutscher Geschichtsmachung.

2. Die Faschismusthesen der 70er Jahre hatten einen gesellschaftlichen Hintergrund, der mit heute nicht mehr zu vergleichen ist. Diese Thesen heute fortzuschreiben, heißt zudem, die eben auch erfolgreichen anti-faschistischen Kämpfe der 60er und Anfang 70er Jahre zu leugnen, die Veränderungen, die diese Kämpfe mit erzwungen haben.

Die antifaschistischen Thesen der 70er Jahre waren auf eine Gesellschaft gerichtet, die mit der »Stunde 0«, 1948, ihre eigene Geschichte tabuisierte, eine Gesellschaft voller leibhaftiger Kontinuitäten, deren Tugenden sich in nichts von denen der 30er Jahre unterschieden, gegen einen Staat, der jede Opposition, die das »deutsche Trauma« zur Sprache bringen und zur Verantwortung zwingen wollte, zum Schweigen brachte (Kommunistenhatz der 50er Jahre, anti-Wiederbewaffnungs- und anti-Atomtod-Bewegung), ein Staat, der die gesellschaftlichen Zentren mit Wiederaufbau und Wirtschaftswunder voll beschäftigten und »versorgen« und Opposition an den Rand der Gesellschaft drücken konnte. Damals mußte zurecht von der ungebrochenen Kontinuität des deutschen Faschismus ausgegangen werden, mit der daraus abgeleiteten Gefahr einer schleichenden bis offenen Faschisierung. Doch im Gegensatz zu den 40er und 50er Jahren fand die Opposition der 70er Jahre fast in jedem Winkel der Gesellschaft ihre Übersetzung - ob in der Auseinandersetzung mit den eigenen Eltern, im Betrieb oder in der Lehre, an der Uni und in den Schulen, in selbstverwalteten Jugendzentren oder in vielen Kämpfen auf der Straße. Die 68er/70er-Bewegungen erzwangen die Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit, die Konfrontation mit anderen Lebensvorstellungen und -utopien, jenseits des deutschen Untertanengeistes. Es sind diese Veränderungen - auf die wir später genauer eingehen werden - die diese Gesellschaft und diesen Staat wesentlich mitprägten.

Diese Veränderungen müßten alleine dadurch augenscheinlich werden, wenn wir in der ex-DDR die »stillgelegten« rassistischen und nationalistischen Potentiale erleben, die sich nach 40jähriger sozialistischer Inverwahrnahme nun ihren Weg in die »Freiheit« schlagen. Damit ist noch lange nicht gesagt, daß ein »bearbeiteter« Faschismus gegenüber einem geleugneten Faschismus »besser« oder weniger bedrohlich ist. Gesagt ist damit vielmehr, daß wir diese Unterschiedlichkeiten überhaupt erst erkennen müssen, um ihre spezifischen (Aus-)Wirkungen angreifen zu können. (Daß die letzte »Nie wieder Deutschland«-Demo am 3.11.90 nicht - wie anfangs geplant - in Leipzig, sondern in Berlin-West stattfand, ist eine - zumindest pragmatische - Anerkennung

unterschiedlicher Bedingungen.)

Wie wenig die Faschismusthese vom »4. Reich« - als Summe aller Kontinuitäten - die Veränderungen und Entwicklungen der letzten 20 Jahre erklären kann, läßt sich mit ein paar »querliegenden« Beispielen andeuten:

- Die Ideologie »Frau zurück an den Herd« kann nicht die Nutzbarmachung »weiblicher Qualitäten« in allen gesellschaftlichen Bereichen - von der Frau in Polizeuniform, über die Managerin bis hin zur Frauenbeauftragten und erfolgter Quotierungen - erklären.
- Die Ideologie der »Rassenreinheit« erklärt nicht die kosmopolitische Stuyvesant-Kampagne unter dem Motto »come together«, das rot-grüne Konzept einer multikulturellen Gesellschaft.
- Der überkochende, fahnenrunken Nationalismus gibt keine Antwort auf die nüchterne DM-Mentalität vieler Deutscher.
- Die Ideologie von der »Volksgemeinschaft«, von dem einen Volk erklärt nicht die Yuppiisierung und Streuung (Diversifikation) herrschaftsförmiger »Lebensstile«.
- Die soldatische, asketische Haltung des Faschismus erklärt nicht das hedonistische, auf (Lust-)Befriedigung ausgerichtete Lebensgefühl breiter Mittelschichten, die unüberhörbare, einflußreiche Propagierung dieses Kir-Royal-Bewußtseins durch seine real-politische Avantgarde (dabei spielen - nicht ohne Ironie - gerade die ex-Soldaten kommunistischer Kadernschmieden vom RK über KBW bis hin zu Teilen des KB's eine führende Rolle).

Wenn wir im folgenden die Veränderungen innerhalb des kapitalistischen Systems nach 1948 zu beschreiben versuchen, dann auf dem Hintergrund unserer Einschätzung, daß diese Veränderungen und eben nicht die Kontinuitäten bestimmend für die Stabilität dieses Nachkriegsdeutschlands sind. Diese Einschätzung schließt die These mit ein, daß sich unsere Schwierigkeiten, militanten Widerstand zu verbreitern, weniger aus den Kontinuitäten, als aus den erfolgten Veränderungen erklären lassen.

Kommen wir zu den Veränderungen, die wir weitaus schwerer fassen und angreifen können als die ideologischen, personellen und ökonomischen Kontinuitäten:

- Heute werden Gewerkschaften nicht zerschlagen, sondern durch sie hindurch regiert.
- Heute werden soziale und politische Widersprüche nicht gelegnet, sondern für die Dynamik dieses Systems nutzbar gemacht (Bürgeranhörung als Frühwarnsystem, soziale Protestformen als kapitalistischer Innovationsschub...) »Oppositionelle Artikulationsmöglichkeiten sollen also keineswegs eliminiert, vielmehr ihre Ungebundenheit und Unvorhersehbarkeit blockiert werden, um sie in genau bestimmte, rechtlich festgelegte, im optimalen Fall verfassungsrechtlich normierte Formen und Grenzen zurückzuholen« (Agnoli).
- Heute werden sexuelle Bedürfnisse nicht tabuisiert (und damit als subversive Kraft potentiell unkontrollierbar), sondern durch deren Öffentlichmachung erst codierbar und manipulierbar.
- Heute wird Herrschaft nicht durch das anonyme Zusammenfügen von Massen, durch Massenaufmärsche, sondern durch deren systematische Individualisierung und Atomisierung hergestellt.
- Heute wird der Massenkonsens nicht von einem Terror flankiert, der in seiner Wahllösigkeit und Willkür jede/n treffen kann. Die Qualität heutiger Repression ist gerade, gezielt Menschen zu verfolgen, die sich gegen den Herrschaftskonsens stellen. Die staatliche Verfolgung »unbescholtener« BürgerInnen ist heute eher ein Grund zur öffentlichen Rehabilitierung als eine unausweichliche, gewollte Begleiterscheinung staatlicher Gewalt. Hinzu kommt, daß die (abschreckende) Wirkung staatlicher Gewalt mehr in der Unausweichlichkeit staatlicher Verfolgung als in deren öffentlicher Inszenierung liegt.
- Die soziale Identität vieler Menschen wird heute weniger über deren nationaler Zugehörigkeit, als über deren verwertbare Leistung bestimmt. Heute zählt mehr der Leistungs- als der Ariernachweis - was noch lange nicht heißt, bei selber Leistung denselben Lohn oder gar die gleiche Chance zu bekommen.
- Die Vorstellung von einer »faschistischen Machtergreifung« durch Parteien außerhalb des herrschenden Parteiengefüges, wie z.B. durch die Repts, entspricht eher politischen Nachbildungen der 20er Jahre, als der veränderten Parteienstruktur und -funktion heutiger, staatstragender Volksparteien. Die Verwandlung von Klassen- zu Volksparteien befreit diese vor der Wahrung bestimmter klassen- und sozialgebundener Interessen und Wertvorstellungen. Was augenscheinlich - gerade von SPD und Grünen - als Aufhebung des rechts-links-Denkens gefeiert wird, ist nichts

anderes als die Wahllosigkeit politischer und kultureller Herkunft, Ausdruck für die wachsende Zerstörung klassen- und sozialgebundener Lebensbedingungen und Vorstellungen. Diese Wahllosigkeit schließt ihre skrupellose Nutzung mit ein, geradezu beliebig rechts oder links aufzufahren, solange diese Wahlmanöver am Grundkonsens aller Demokraten nicht rütteln. Mit der Integration des Ausnahmezustandes in den Normalzustand (z.B. durch den § 129 a) verschaffen sich die Herrschenden selbst das präventiv-Instrumentarium, um System-oppositionellen Widerstand zu bekämpfen, bevor dieser die Herrschenden vor die Frage offener, faschistischer Gewaltanwendung stellt. Es gehört zu jenen »Lernprozessen« dieses Modell Deutschlands, die Ausrufung des Notstands dadurch überflüssig zu machen, indem man ihn zu einem integralen Bestandteil des Normalzustandes macht. Ausnahmezustand und Normalzustand, Krieg und Frieden, Hunger und Wohlstand, Vernichtung und Integration sind keine voneinander zu trennende, sich gegenseitig ausschließende Herrschaftszustände; vielmehr stellen diese in ihrem weltweiten Zusammenwirken ein wesentliches Fundament für die Stabilität westeuropäischer Metropolen dar.

Damit ist auch eine Schwierigkeit angeschnitten, die geschichtliche Trennung von bürgerlicher und faschistischer Herrschaft so aufrechtzuerhalten.

Um den Ausgangsgedanken noch einmal unter anderem Blickwinkel aufzugreifen: die Stabilität Deutschlands, der darin verankerte passive Konsens, ist nicht aus der Kontinuität des deutschen Faschismus erklärbar, sondern aus seinem Scheitern.

Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: dieses Deutschland hält all jene ökonomischen, politischen (Grund-)Strukturen, psychischen und sozialen Zurichtungen bereit, deren sich auch der deutsche Faschismus bedient hat. Nichts besonders Deutsches, sondern Basiskonzentrat jeder kapitalistischen Gesellschaft: Autoritätshörigkeit, Nationalstolz, patriarchale Strukturen, Ordnungs(wahn)-Sinn, Leistungsethos... Die Frage ist vielmehr, ob sich dieses Großdeutschland auf absehbare Zeit »gezwungen« sieht, diese Potentiale zur Überwindung von Krisen zu mobilisieren. Entweder als Antwort auf massenhaften, systemverändernden Widerstand oder/und als Antwort auf die Nichtkonkurrenzfähigkeit nationaler Kapitale. Um es kurz zu machen: Weder werden wir auf absehbare Zeit das System vor die Alternative stellen, noch wird es das Kapital nötig haben, angesichts zunehmender Kämpfe und innerer Krisenhaftigkeit zu kapitulieren bzw. zur faschistischen (End-)Lösung zu greifen. Vom Gegenteil ist eher auszugehen.

Noch nie hat es in der Geschichte Deutschlands so wenig Gründe gegeben, faschistische und nationalistische Potentiale zur Stabilisierung von Herrschaft zu aktivieren. Es gab noch nie so wenig breite, organisierte System-Opposition wie heute, noch nie war deutsches Kapital so konkurrenzfähig auf dem Weltmarkt wie heute (ganz abgesehen von der Internationalisierung nationaler Kapitale) und noch nie stand der Markt »Osteuropa« gerade Deutschland so »zur freien Verfügung«.

Die Fortschreibung deutscher Geschichte auf's »4. Reich« ist keine Frage unterschiedlicher Gewichtung oder verschiedener Maßstäbe. »Deutschland denken heißt Auschwitz denken!« ist die Zwischenüberschrift eines Flugblattes zum 3.10.90 aus dem »Radikale-Linke«-Spektrum. Mit dieser Gleichung landet Geschichte in der Tiefkühlruhe: Wir frieren Geschichte ein, anstatt aus ihren Veränderungen, Brüchen heraus unsere Kämpfe (mit-) zu bestimmen. Mit dieser Gleichung bringen wir 40 Jahre BRD-Geschichte und -Kämpfe zum Schweigen. Und das ist ganz und gar nicht zufällig: auf dieses Nachkriegsdeutschland haben wir weitaus weniger Antworten als auf seine faschistische Vergangenheit. Mit dem schnellen Griff zum Brandzeichen »faschistisch« entgehen wir allzuoft der mühsamen Anstrengung, unseren Widerstand aus der eigenen Geschichte, aus den Erfahrungen anderer Kämpfe zu entwickeln.

»Deutschland denken heißt Auschwitz denken« steht auch für eine »linke Tradition«, die sich eher aus und mit den Opfern erklärt, als aus dem eigenen Widerstand, aus den Erfahrungen und Konsequenzen, die wir aus früheren Kämpfen gezogen haben (müßten!).

Weil es Auschwitz gab, heißt, an Deutschland denken gerade auch an Widerstand denken. Hören wir auf, immer wieder die Opfer für uns sprechen zu lassen, ihnen unsere Antworten und Konsequenzen in den Mund zu legen. Damit stellen wir uns nicht auf die richtige Seite, sondern in die Fluchtlinie derer, die mit ihren staatstragenden Mahnungen an die Opfer des Faschismus die Tatsache zum Schweigen bringen wollen, daß Widerstand geleistet wurde, daß Widerstand möglich war... und ist! Beziehen wir uns in unseren Kämpfen heute auf die Frauen im Widerstand, auf die

Widerstandsgruppen im 3. Reich - wir bräuchten ihnen nichts in den Mund zu legen - sie können uns was sagen.

Wir sehen noch einen anderen Grund für die These vom »4. Reich« - ein Grund, der weniger unsere Einschätzungen berührt, als die elementare Frage nach der Legitimität militanten Widerstandes. Jeder Widerstand muß sich legitimieren. Wenn wir uns dabei gerade nicht auf herrschende Gesetze und Geschichtslehren berufen, dann muß unsere Legitimität in den Kämpfen sichtbar werden, in der Art, wie wir kämpfen, wie wir unsere Lebensvorstellungen darin zum Ausdruck bringen.

Wir sehen in der Geschichte des autonomen Anti-Faschismus der letzten Jahre eine gefährliche politische Tendenz: Antifaschistischer Widerstand wird allzuoft an sich gerechtfertigt. Eine historische Legitimität, die sich aus der scheinbar weltweiten Verurteilung des Nazi-Regimes ergibt, und eben nicht aus den eigenen Handlungen und Wertsetzungen.

Mit dem Verweis auf faschistische Kontinuitäten »borgen« wir uns diese historische Legitimität, anstatt sie selbst zu begründen. Eine Legitimität, die damit mehr auf das »schlechte« bürgerliche/linke Gewissen setzt, als auf die Faszination und Ausstrahlungskraft widerständischen Lebens.

Antifaschistischer Widerstand, der sich »historisch« rechtfertigt und nicht aus den eigenen Kämpfen, läuft Gefahr, daraus einen Kampf zweier Ideologien zu machen. Nicht mehr unterschiedliche Wirklichkeiten bestimmen den Kampf, sondern die »richtige« Ideologie. Der Versuch, den Kampf gegen die Ideologie des Faschismus zu führen, und nicht gegen eine soziale Wirklichkeit, die der Faschismus - gegen »bürgerliche Feigheiten und Halbheiten« - zuende denkt, scheiterte geschichtlich schon einmal - blutig und tödlich. Gegen die faschistische Propaganda gegen SA-Schlägertrupps und ehemalige Frontsoldaten kämpfte eine breite Basis aus sozialdemokratischen und kommunistischen AntifaschistInnen - erbittert und ausdauernd. Doch die Schlacht gegen die Nazis wurde nicht nur auf der Straße verloren, sondern gerade auch »zu Hause«, in den eigenen Reihen. Dort, wo die Helden der Arbeit und der Straße, die Disziplin und bedingungslose Unterordnung, patriarchale Familien- und Parteistrukturen nicht angegriffen, sondern gegen jede Form der Abweichung und Infragestellung verteidigt wurden. Indem diese Strukturen innerhalb des antifaschistischen Widerstands nicht verändert wurden, war für den Faschismus der Weg frei, dieselben Strukturen unangefochten zu mobilisieren. Daß der Faschismus für diese Lebenshaltungen und -vorstellungen »näherliegende« Antworten hatte, war damit eine Frage der Zeit. Für das Scheitern des antifaschistischen Widerstandes in der Weimarer Republik war die Unüberwindbarkeit dieser patriarchalen Strukturen weitaus entscheidender, als die Niederlagen auf der Straße und bei den Wahlen. Wie überwindbar hingegen ideologische Gegensätze waren (und sind), wenn sie mit denselben patriarchalen Strukturen verbunden sind, beweisen alleine die in die hunderttausend gehenden kommunistischen und sozialdemokratischen WählerInnen, die 1932/33 mit ihrer Stimme, der NSDAP den »Wahlsieg« mitermöglichten.

Autonomer Antifaschismus - ein Kampf gegen die »Vorboten des 4. Reiches«?

Wenn wir die letzten knapp 20 Jahre ein wenig sprung- und lückenhaft an uns vorbeiziehen lassen, dann läßt sich zumindest eine »fallende« Tendenz ausmachen: Eine Auseinandersetzung, die auf ihrem »Höhepunkt« fast alle gesellschaftlichen Bereiche erfaßte, an der kaum jemand vorbeikam, verengte sich mit den Jahren zusehends auf eine Auseinandersetzung zwischen Autonomen und Faschos - nicht mitten in den Verhältnissen, mehr im Schatten der Verhältnisse.

Es gibt dafür eine Anzahl von Gründen, die an uns liegen. Ausnahmsweise möchten wir einen Grund anführen, der mit uns nichts zu tun hat. Wenn jemand aus den Auseinandersetzungen der 60er und anfang der 70er Jahre »gelernt« hat, dann war es dieser Staat. Konnte der Staat in den 60er/70er Jahren noch mit seinem Schweigen konfrontiert werden, so bringen uns heute die Antworten mehr zum Schweigen als in wilde Rage. Antifaschismus ist kein Thema mehr, das von außen gegen diesen Staat, gegen seine gesellschaftlichen Machtträger durchgesetzt werden muß. Heute gehört Antifaschismus zum Staatsgut, kein historischer Rückblick kommt ohne das Gedenken an die Opfer des deutschen Faschismus aus. Mehr noch: indem der Antifaschismus staatlich institutionalisiert wurde, konnten auch die »Lehren der deutschen Vergangenheit« im Rechts(staats-)Sinne gewendet werden. Mit der (erzwungenen) Anerkennung der historischen Schuld und Mitverantwortung war überhaupt erst die Möglichkeit eröffnet, die sich daraus ergebenden »Lehren« umzudrehen: aus dem Widerspruch, aus der Opposition zu diesem

Nachfolgestaat wurde ein Bekenntnis zu diesem Staat. »Das Vergessen zu verhindern, ist ein Mittel, den Menschen bewußt zu machen, was sie an der Demokratie zu schätzen haben.« (Kohl, FR v. 10.11.88) Damit ist es den herrschenden Ideologieträgern gelungen, die Auseinandersetzung mit dem deutschen Faschismus staatlich zu zentrieren. Das hieß vor allem, diese nicht in den Händen der Verfolgten und Oppositionellen zu lassen, sondern in eine Lehrstunde für Demokraten zu verwandeln. Heute lassen die Herrschenden keinen Gedenktag aus, um als erste über die Lehren der Geschichte zu reden. Da ist kein Platz mehr für einen Antifaschismus, der diese Demokratie nicht huldigt, sondern gerade deshalb angreift. Es ist nicht mehr das Schweigen, es sind die Antworten, die dieser Staat auf das »dunkle Kapitel« deutscher Geschichte gefunden hat, die die TäterInnen von unten mit den Tätern von oben versöhnt, indem sie zusammen der »Opfer des deutschen Faschismus« gedenken (diese Art von Geschichtsaufarbeitung wird gerade in der ex-DDR nachgeholt: Das SED-Regime war grausam und überall, Widerstand war zwecklos, und deshalb wurden wir alle Opfer des Stalinismus...). »Opfer haben etwas rührendes an sich. Man kann um sie weinen, mit ihnen leiden, sich der Erschütterung anheimgeben und sich dann wieder wichtigeren Dingen zuwenden. Es ist schrecklich, aber was hätte man schon tun können? Die Konfrontation mit den Juden, die etwas getan haben, ist weniger bequem. Sie stellt die Frage nach den Ariern & Dstrok;, die nichts getan haben... Sie wirft generell den Verdacht auf, daß man die Verhältnisse, so wie sie sind, nicht hinnehmen muß. Daß man sogar gegen einen scheinbar hoffnungslos überlegenen Gegner kämpfen kann.« (Ingrid Strobl, »Sag nie, du gehst den letzten Weg«, S. 325)

Die These vom »4. Reich« leugnet nicht nur diesen staatlich regulierten Antifaschismus, sie macht uns auch unfähig, darauf zu reagieren. So »leicht« es in den 60er/70er Jahren war, das allgegenwärtige Schweigen zu durchbrechen, es mit unseren Antworten und Konsequenzen zu konfrontieren, so schwer fällt es uns heute, den Antworten der Glotz', Hauff's, Grosser's, Galinski's usw. etwas entgegenzusetzen. Wir überlassen ihnen mehr oder weniger unumstritten das Feld. Stattdessen füllen wir vom Rand her die These vom »4. Reich« auf, indem wir selbst die Auseinandersetzungen mit Neonazis und Skinheads ins Zentrum autonomen Antifaschismus stellen.

Um auch da mögliche Mißverständnisse auszuräumen. Wenn wir oder andere von Skinheads oder Neonazis angegriffen werden, dann müssen wir in der Lage sein, uns selbst zu verteidigen. Formen militanter Selbstverteidigung (weiter-) zu entwickeln, Strukturen von Gegen-Macht aufzubauen halten wir für keine spezielle Aufgabe antifaschistischen Widerstandes. Wir wünschten uns, es wäre vielmehr ein grundsätzliches Element autonomer (Selbst-)Organisierung.

Unsere Kritik zielt auf etwas anderes: Warum müssen wir, wie so oft, Neonazis hinterherrennen, warum diese Auseinandersetzungen geradezu suchen? Wenn wir uns an viele Antifa-Aktionen der letzten Jahre erinnern, dann ging es oft darum, zu irgendwelchen Fascho-Treffen j.w.d. zu mobilisieren, irgendwelche geheimgehaltenen Treffen ausfindig zu machen, irgendwelchen Fascho-Treffpunkten hinterherzujagen. Wir bezweifeln, daß uns - ganz praktisch gesehen - dieses »offensive« Vorgehen schützt, daß wir sie mit der Verhinderung ihrer Parteitage und Kundgebungen tatsächlich treffen. Politisch jedenfalls treffen wir sie weitaus weniger als in ihrem Stolz: »Die Autonomen (sind) unser größter Gegner. Sie sind gefährlich, weil sie uns den Straßenkampf streitig machen. Gewöhnliche Linke sind feige. Die Autonomen sind anders. Sie starten Aktionen, die wir am liebsten selber machen würden.« (Michael Kühnen, zit. nach Radi, Nr. 137, S. 46)

Na, wenn sich nicht da manch einer von uns geschmeichelt fühlt... Wenn wir bezweifeln, daß dieser Kampf gegen Skinheads und Neonazis die politischen Gefahren trifft, die von (Groß-)Deutschland ausgehen, dann auch aus einem anderen Grund. Wir sehen in der »Verbandung« dieser Auseinandersetzungen die Gefahr der Selbstmarginalisierung militanten Widerstandes. Wie sehr wir gerade den Herrschenden ins Bild passen, anstatt ihnen in die Quere zu kommen, veranschaulicht kaum besser die Legende vom Rechts- und Linksradikalismus. Ein Bild, das dieser Staat so sehr braucht, um sich selbst in der Mitte zu postieren: von links wie rechts gleichermaßen verhöhnt und gerade deshalb so glaubwürdig und schützenswert - mit aller Gewalt versteht sich. Diese Legende vom Totalitarismus hat Geschichte. Es ist die Lüge vom wehrlosen, demokratischen Staat, der verfolgt von seinen Feinden von links und rechts, kapitulieren mußte. Es ist die Legende von der Weimarer Republik, die zwischen den Polen links und rechts zerrieben wurde, und

aufgrund mangelnder Wehrhaftigkeit ein Opfer des Faschismus wurde.

Mit der Reduzierung militanten Antifaschismus' auf einen (Zwei-)Kampf zwischen Autonomen und Neonazis stützen wir gerade diese Legende, anstatt deren Träger anzugreifen. Wie für eine Legende dann auch ein Stück Realität abfällt, demonstriert ein Polizeieinsatz in Frankfurt dieses Jahres, anlässlich einer versuchten NPD-Demo. Zuerst prügelte die Polizei auf die antifaschistische Gegendemonstration ein, um ein Durchbrechen in Richtung NPD-Häufchen - knapp 50 an der Zahl - zu verhindern. Als sich dann ca. 60 Skinheads und Neonazis aus unerwarteter Richtung auf die Gegendemonstration zubewegten und bereits Panik auslösten, versprach die Lautsprecherdurchsage eines Wasserwerfers »Schutz« von ungewohnter Seite: »Bitte machen Sie die Straße für den Wasserwerfer frei. Dieser Einsatz gilt nicht ihnen, sondern den Skinheads, die gerade im Anmarsch sind. Wir erledigen das.«

Wir werden in Zukunft mit einer paradoxen Situation konfrontiert sein: Auf der einen Seite beweisen gerade die Ereignisse um Großdeutschland, wie wenig darin die Neonazis eine politische Bedeutung haben, wie wichtig es den Herrschenden ist, ohne sie auszukommen. Auf der anderen Seite werden wir gerade aufgrund dieses Großdeutschlands mit wachsenden Angriffen von Neonazis rechnen müssen. Die Orientierungslosigkeit vieler DDR-»Entlassener«, die »Befreiung« stillgelegter faschistischer und rassistischer Potentiale in der ex-DDR, die sozialen und politischen Unsicherheiten, die sich mit Großdeutschland verschärfen werden, werden sich gehäuft in neonazistischen Überfällen und offener rassistischer Gewalt ausdrücken.

Einen Grund sehen wir in der ideologischen Schere zwischen Oben und Unten: Während die Herrschenden die ideologischen Grenzen des Nationalismus ökonomisch und politisch überschritten haben, halten sich die Opfer der kapitalistischen Modernisierung und des »Sozialismus« umso mehr daran fest. Der wachsende Neonazismus ist mehr eine Antwort europaweiter kapitalistischer Umstrukturierungsprozesse, als daß sich darin die politischen Antworten oder gar Hoffnungen der Herrschenden widerspiegeln. Im Gegenteil: In den Ereignissen der letzten Wochen drückt sich eher die Tendenz aus, den Neonazismus, »die Gewalt der Straße«, wieder unter Kontrolle zu bringen, die »Gewalt von unten« aus der öffentlichen Auseinandersetzung zu verdrängen. Die Polizeischüsse auf Skinheads und Neonazis, die tödlichen Polizeischüsse auf Fußballfans einige Tage später in Leipzig, verweisen eher auf die Strategie, die »innere Ruhe« und den »sozialen Frieden« - auch mit dem Preis von Toten - aufrechtzuerhalten. Wie wenig die Neonazis eine politische Alternative für die Herrschenden sind, wie schnell sie sogar gegen Neonazis vorgehen, wenn diese eine politische Alternative zu den Herrschenden werden, zeigt u.a. das Verbot der Nationalen Sammlung (NS), die '88 in Frankfurt vom Kühnen-Flügel innerhalb der FAP gegründet wurde - kurz vor den Hessenwahlen Anfang '89. »Überraschung« und »Bestürzen« lösten die vorletzten Wahlen in West-Berlin aus, als die Republikaner mit 7,5% ins Parlament einzogen und noch in derselben Nacht über 10.000 Menschen dagegen protestierten. Diese »Bilder« von Deutschland sollten sich in Hessen nicht wiederholen. In einer Blitzaktion wurde am 4.2.89 das Verbot gegen die NS verhängt.

Nachspann

Reißen wir nur eine von vielen Konsequenzen an, die sich aus dem Vorangegangenen ergeben müßten:

Wenn wir sagen, die faschistische Ideologie von der »Rassenreinheit« geht in einen viel tiefgreifenderen kulturellen Rassismus auf, dann heißt das u.a. auch: andere, fremde kulturelle Einflüsse werden heute nicht eliminiert, sondern dienen in ihrer systematischen Entwurzelung der Veredlung deutscher Lebenskultur. Ideologisch steht das multikulturelle Konzept für die Propagierung dieser Veredlung. Praktisch füllen aber nicht nur breite Schichten der »neuen« Mittelklasse diese Ideologie - auch wir füllen dieses Konzept mit Leben, solange auch unser Verhältnis zu MigrantInnen, zu anderen Kulturen und Lebensvorstellungen ganz wesentlich von der atmosphärischen, kulinarischen und mystischen Bereicherung geprägt ist.

Mit dieser militanten, weißen »Monokultur« zu brechen, hieße für uns zweierlei:

Indem wir aufhören, MigrantInnen nur als Opfer zu begegnen bzw. wahrzunehmen, hören wir auch auf, unsere Solidarität mit ihnen nur über die Gemeinsamkeit staatlicher Verfolgung zu definieren. Erst indem wir dieses staatliche Gewaltverhältnis als eines von vielen begreifen, können wir anfangen, ein wirkliches Verhältnis zu ihnen als Handelnde zu entwickeln. Handelnde, die wie wir,

nicht nur um Befreiung kämpfen, sondern andere Gewaltverhältnisse mitaufrechterhalten bzw. zu brechen versuchen. Wenn wir aufhören, unser Verhältnis zu MigrantInnen nur über die staatliche Verfolgung definieren, fangen wir an, uns mit deren kulturellen Vorstellungen und Lebensgewohnheiten zu konfrontieren, anstatt unsere kulturellen Werte - aus der Distanz zu ihnen - zu einer fast unüberwindlichen Grenzziehung zu machen. Erst wenn wir ihnen nicht mehr als Opfer begegnen, werden wir unsere eigenen erkämpften Lebensvorstellungen nicht in Abgrenzung, sondern in der Konfrontation und Nähe zu anderen, uns fremden Lebensvorstellungen glaubhaft machen.

Hören wir auf, antifaschistischen Widerstand im Namen der Opfer zu begründen. Für die meisten von uns werden Flüchtlingslager etc. erst dann bekannt, wenn sie Opfer neonazistischer Überfälle werden - MigrantInnen bekommen erst dann Name und Gesicht, wenn sie Opfer tätlicher Angriffe werden. Erst wenn wir uns MigrantInnen als Subjekte ihrer Geschichte, als TäterInnen ihrer eigenen Lebensvorstellungen nähern - sie uns nicht als Opfer auf Distanz halten -, verändern wir unser Verhältnis zu ihnen grundlegend.

Das wäre auch das verdiente Ende militanter Doppelmoral: sie als MigrantInnen in die Mitte unserer internationalistischen Solidarität zu stellen, um dann mit unserer - oft abstrakten - Kritik an patriarchalen, religiösen und autoritären Strukturen einen zweiten Ring um ihre ghettoisierten Lebensbedingungen zu ziehen.

In dem 1992 in der Edition ID-Archiv erschienenen Buch der autonomen l.u.p.u.s.-Gruppe: »Geschichte, Rassismus und das Boot - Wessen Kampf gegen welche Verhältnisse«, wird das Thema, die gesellschaftliche Entwicklung und Diskussion in der (autonomen) Linken berücksichtigend, weiter bearbeitet.